

Standpunkte

Zur Bebauung des Frankfurter Römerbergs



Standpunkte

Zur Bebauung des Frankfurter Römerbergs

□ Vorwort

Das Thema ist nicht wirklich neu

Schon seit Ende des Zweiten Weltkrieges denkt man in Frankfurt über die Entwicklung des Bereiches zwischen Dom und Römerberg nach. Es wurden mehrere Wettbewerbe durchgeführt und Teilbereiche in unterschiedlichen Zeiträumen bebaut.

Das Ergebnis dieses jahrelangen Prozesses lässt sich am Stadtbild ablesen: Nach der ersten Bebauung an der Ostseite des Römerberges, die Ende der 60er Jahre wieder abgebrochen wurde, entstand 1969 bis 1972 zunächst das Technische Rathaus in Verbindung mit der großen Tiefgarage unter dem Römerberg und dem Archäologischen Garten. Die „historische“ Ostzeile am Römerberg wurde 1984, die Schirn und die Bebauung an der Nordseite der Saalgasse 1986 hinzugefügt.

Trotz dieser Einzelprojekte ist das Gesamtergebnis aus Sicht der Bürgerschaft nicht befriedigend. Vor allem das Technische Rathaus der Architekten Bartsch, Thürwächter, Weber war in den vergangenen Jahren immer wieder Gegenstand der Auseinandersetzung. Obwohl der Bund Deutscher Architekten BDA das Gebäude in sein 1977 veröffentlichtes Buch „Bauten in Frankfurt“ aufnahm und das Land Hessen mit der Plakette für Vorbildliche Bauten im Lande Hessen auszeichnete, wird seine architektonische Qualität von vielen nach wie vor unterschätzt. Nun soll durch den Abbruch des strittigen Gebäudekomplexes die Voraussetzung für Veränderung geschaffen werden. Mit Fertigstellung des „Haus am Dom“, einer großzügigen Erweiterung und Neuinterpretation des alten Zollamtes von Architekt Werner Hebebrandt (Baujahr 1932) durch die Architekten Jourdan & Müller PAS, wurde 2007 eine neue in das Areal übergreifende Architektur realisiert.

Das Meinungsbild der Parteien, bedeutender Persönlichkeiten der Stadt und Bürgergruppen sowie die aktuellen Beschlüsse städtischer Gremien zeigen, dass sich die anfangs noch ergebnisoffene Suche nach dem richtigen Entwicklungsziel jetzt ohne begründbare zeitliche Not thematisch auf eine einzige Frage verengt hat: Wie viele Gebäude der im letzten Weltkrieg zerstörten Altstadt sollen rekonstruiert werden, um den verbleibenden Rest des Areals kleinteilig „neu“ zu bebauen?

In dieser Diskussion ist die Frage nach einer städtebaulich sinnvollen und tragfähigen Nutzung in den Hintergrund getreten.

Die Absicht, 62 Jahre nach der verhängnisvollsten Epoche der Deutschen Geschichte, des selbst verschuldeten Zweiten Weltkrieges u. a. mit der Zerstörung vieler deutscher Städte sowie dem Tode und der Heimatlosigkeit zahlloser Menschen, nunmehr eine dieser zerstörten Altstädte durch unkritische Rekonstruktion mit Fragmenten und vermeintlichen historischen „baulichen Zitate“ wieder neu zu errichten, als ob dieses einschneidende geschichtliche Ereignis nie stattgefunden hätte, berührt – nicht nur im Selbstverständnis des Deutschen Werkbund (DWB) – grundsätzliche Fragen nach Wahrhaftigkeit und Authentizität bei der Gestaltung unserer baulichen Umwelt.

Jede Rekonstruktion läuft sehr schnell Gefahr, sich in ihr Gegenteil zu verkehren. Sie dient dann nicht der Bewahrung von Geschichte, sondern führt zu ihrer Verdrängung. Letztendlich offenbart sich durch einen solchen städtebaulichen Entschluss die eigene Unfähigkeit, neue, auf die jeweilige Zeit und Gesellschaft bezogene architektonische und städtebauliche Formen schaffen zu wollen und zu können, um damit verantwortungsvoll die Zukunft zu gestalten.

In seiner nunmehr 100-jährigen Geschichte hat sich der DWB, vor dem Hintergrund des Spanungsverhältnisses zwischen soziokultureller Entwicklung einerseits und der Kultur einer zeitgemäßen Formgebung andererseits, wiederholt auch mit aktuellen Fragen der Bau- und Städtebaukultur auseinandergesetzt und, wenn notwendig, kritisch Position gegen den vermeintlich vorherrschenden Zeitgeist bezogen.

Der Deutsche Werkbund-Hessen DWB möchte erreichen, dass sich mit der Denkschrift „Standpunkte“ und den darin veröffentlichten persönlichen Positionen von Werkbundmitgliedern der

Blickwinkel der Diskussion zu diesem Thema öffnet und zu weiteren, zukunftsweisenden, architektonisch-räumlichen und funktionalen Konzeptionen anregt, die der künftigen Bedeutung dieses zentralen Ortes in Frankfurt und der Region Rhein-Main gerecht werden.

Der Architekt Hermann Mäckler, der 1945 aktiv an der Wiedergründung des DWB beteiligt war, veröffentlichte schon 1949 in „Baukunst und Werkform“ einen scharfzüngigen Artikel gegen die vermeintlich fachgerechte Rekonstruktion und Neuentstehung des Goethehauses und leistete damit ungewollt einen aktuellen Beitrag zur heutigen Diskussion als er schrieb:

„Bei einiger Disziplin unserer Lehrer, der Presse- und Fachleute, sollte es nicht schwer sein, einer ahnungslosen, übernächsten Generation vielleicht schon unsere Städte so zu präsentieren, wie sie sich vor den peinlichen Zwischenfällen des letzten Jahrzehntes zeigten“ .

Ulf Kilian

Vorsitzender DWB-Hessen

Gregor Fröhlich

Projektkoordination

Ursula Wenzel

Redaktion

□ Johann Peter Eckermann

Gespräche mit Goethe

Mittwoch, den 17. Januar 1827

(...) Von der altdeutschen Zeit kam das Gespräch auf die gotische. Es war von einem Bücherschranke die Rede, der einen gotischen Charakter habe; sodann kam man auf den neuesten Geschmack, ganze Zimmer in altdeutscher und gotischer Art einzurichten und in einer solchen Umgebung einer veralteten Zeit zu wohnen.

„In einem Hause“, sagte Goethe, „wo so viele Zimmer sind, dass man einige derselben leer stehen lässt und im ganzen Jahr vielleicht nur drei-, viermal hineinkommt, mag eine solche Liebhaberei hingehen, und man mag auch ein gotisches Zimmer haben, so wie ich es ganz hübsch finde, dass Madame Panckouke* in Paris ein chinesisches hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art von Maskerade, die auf eine Länge in keiner Hinsicht wohl tun kann, vielmehr auf den Menschen, der sich damit verfasst, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage, in welchem wir gesetzt sind, und wie es aus einer leeren und hohlen Gesinnungs- und Denkungsweise hervorgeht, so wird es darin bestärken. Es mag wohl einer an einem lustigen Winterabend als Türke zur Maskerade gehen, allein was würden wir von einem Menschen halten, der ein ganzes Jahr sich in solcher Maske zeigen wollte? Wir würden von ihm denken, dass er entweder schon verrückt sei, oder dass er doch die größte Anlage habe, es bald zu werden.“

Wir fanden Goethes Worte über einen so sehr ins Leben eingreifenden Gegenstand durchaus überzeugend, und da keiner der Anwesenden etwas davon als leisen Vorwurf auf sich selbst beziehen konnte, so fühlten wir ihre Wahrheit in heiterster Stimmung“ (...)

* Ernestine Pankoucke, Gattin eines Pariser Buchhändlers, veröffentlichte 1825 Übersetzungen Goethescher Gedichte („Poésies de Goethe“)

Inhalt

Textbeiträge

Roland Burgard, Frankfurt und der Retrotaumel	8
Günter Pötschke, Dreißig Häuser sind keine Altstadt – zum Ersatzbau für das Frankfurter Technische Rathaus	13
Rolf Schmidt, Altstadt Frankfurt am Main – Historische Kontinuität	17
Jochen Rahe, Dom-Römer – Abenteuerspielplatz oder Stadtmittelpunkt	20
Hans-Ulrich von Mende, Anmerkungen zum Bereich Dom-Römer	23
Wilhelm Hein Krahn, Aphorismen zur Neubebauung der Altstadt	25
Axel Huth, Altstadt Frankfurt – Gedanken zur Diskussion über eine Bebauung	28
Wolf Dietrich, Die Altstadt und die Zukunft des Technischen Rathauses	29

Interview

Hans-Reiner Müller-Raemisch im Gespräch mit Gregor Fröhlich	33
---	----

Textbeiträge

Julian S. Bielicki, Römerberg – ein Aufruf	37
Barbara Ettinger-Brinckmann, Römerberg in Frankfurt am Main	39
Jürgen Hasse, Anachronistische Metamorphosen	41
Astrid Hansen, Frankfurts Altstadt – Rekonstruktion? Seelisch nicht möglich!	44
Josef Hamm, Über das Rekonstruieren von Fachwerkhäusern	49
Dieter Bartetzko, Aus Altk mach Neu: Plädoyer für eine wahrhaft alte Altstadt	52
Gregor Fröhlich, Auf der Suche nach der beständigen Form und dem zukunftsweisenden Inhalt	56
Thorsten Bürklin und Michael Peterek, Der Römerberg – ein Forum der Zukunft	60
Bettina Rudhof, Haus am Dom	63

Entwürfe

Anmerkung zu den vorgestellten Entwürfen	66
Rolf Schmidt, Altstadt Frankfurt am Main – Rekonstruktion der Altstadt?	67
Wolf Dietrich und Vitezslav Fara, Kultur durch Wandel – Wandel durch Kultur	70
Jürgen Engel, KSP – Engel und Zimmermann, Lebendiges Stadtquartier	73
Johannes Peter Hölzinger, Katrin Fingerhut und Mathias Hölzinger, Das Alte im Neuen	78
Christin Scheiblaue, La Città latente	82
Peter Westrup, Philosophie einer Rekonstruktion	86

Autorenbiografien	90
-------------------	----

Impressum	96
-----------	----

Frankfurt und der Retrotaumel

Man muss schon über achtzig sein, um die Frankfurter Altstadt im Originalzustand erlebt zu haben. Vor mehr als 64 Jahren ist sie im Feuersturm untergegangen. Ein langer Zeitraum, in welchem sich vieles nüchtern abklärt aber auch romantisch verklärt, in dem sich aber vor allem die heutige Generation ihr eigenes Bild von der Vergangenheit formt und danach trachtet, dieses auch umzusetzen. Zeitzeugen berichten, dass die „Gute Stubb“ vor ihrer Zerstörung ziemlich heruntergekommen war. Dabei hatte man doch schon an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert mit dem Braubachstraßendurchbruch einen ersten Anlauf zur Sanierung genommen. Gleichgültig ob historisch belegt oder nur Legende, Ernst May wird die Äußerung zugeschrieben, dass man die Altstadt am besten abbrennen solle.

Das erledigte im März 1944 ein alliiertes Bomberkommando, welches planvoll Wohnquartiere für seine Angriffe selektierte. Das vorrangige Ziel war maximale Zerstörung durch optimalen Brennwert, eine Strategie für die sich die Frankfurter Fachwerkkagglomeration in der Altstadt geradezu anbot. Man wollte die Zivilbevölkerung demoralisieren. Dass die Bewohner hierdurch ihrer heimatprägenden Symbole und städtischen Identifikationspunkte beraubt wurden, war Nebensache. Doch schon beim Wiederaufbau vieler deutscher Städte wurde dies neben der Beseitigung der Wohnungsnot zum zentralen Thema. In Frankfurt, dessen Wiederaufbau zu einem frühen Zeitpunkt von beispielloser Dynamik getrieben wurde, legte man so frühzeitig den Eckstein für einen bis in die Gegenwart nachwirkenden Grundkonflikt.

Denn im Gegensatz zu anderen deutschen Städten, die sich bei ihrem Wiederaufbau am alten Stadtgrundriss und dessen Maßstäblichkeit orientierten, setzte sich beim Wiederaufbau der Frankfurter Altstadt moderne Planungshygiene durch. Von den heftigen Auseinandersetzungen der späten 1940er und frühen 1950er Jahre zwischen den Neuerern aus dem ehemaligen Planungsstab von Ernst May und den Freunden der Altstadt zeugt heute lediglich noch das Ergebnis eines Kompromisses, welcher die Berliner Straße zur Scheide zwischen den Modernisten und den Romantikern machte; Flachdächer im Norden und schiefergedeckte, „heimtümliche“ Spitzdächer im Süden um den Dom.

Seit den Stadterweiterungen und Eingemeindungen des 19. Jahrhunderts strebten alle städtebaulichen Entwicklungslinien von Dom und Römer weg, was sich in der Nachkriegszeit noch verstärkte. Für die Stadtmitte bedeutete dies, dass sich für die Altstadt über Jahrzehnte hinweg keine sich selbst tragenden Nutzungen finden ließen. Für das Stadtgebilde als Ganzes mindestens ebenso bedeutungsvoll waren die Wanderungsbewegungen der 1950er und 1960er Jahre ins Umland.

Sicherlich ist dieser „Braindrain“ und die Tatsache, dass bis zur Wiedervereinigung ein kurzer Aufenthalt in Frankfurt ein großer Schritt auf bundesdeutschen Karriereleitern war, noch heute mit dafür verantwortlich, dass sich seit Kriegsende kein „genius loci“

in der Mainmetropole entwickeln konnte. Dies mag erklären, warum Frankfurt am Main noch immer nach einem Konsens über seine städtebauliche Identität sucht. Andere wiederaufgebaute Städte haben diesen längst gefunden.

Ein Planungsdezernent als Bauherr und die Bewertung durch seine Nachfolger, ein Generationenkonflikt

Nicht viele Gebäude aus dem Potpourri der Wirtschaftswunderzeit sind aktiv in das architektonische Bewusstsein der Gegenwart hinübergetragen worden. Die Einen, weil sie abgerissen wurden, um einem Nachfolgebau mit optimaler Grundstücksausnutzung Platz zu machen. Die Anderen weil sie mittlerweile zum 3. Mal ein Facelifting über sich ergehen lassen mussten. Ein öffentliches Gebäude hat, nicht nur weil es in unmittelbarer Nähe zum Dom steht, bislang alles überstanden: Das Technische Rathaus.

Es ist ein bemerkenswertes Gebäude der 1970er Jahre. Schließlich hatte sich das Architektenbüro Bartsch Thürwächter Weber durch den 1. Preis bei einem vorausgegangenen Dom-Römerberg-Wettbewerb qualifiziert. Was seine architektonische Qualität betrifft, ist es um vieles besser, als alles was in jener Zeit die erfolgreichen Investorenarchitekten in Frankfurt errichtet haben. Auch hinsichtlich Ausnutzung und Höhenentwicklung, entsprach es den Vorstellungen der Stadtplanung, denn hier mussten aus Gründen der Wirtschaftsförderung keinerlei Kompromisse gemacht werden. Dennoch wurde der Planungsprozess von heftigen Diskussionen begleitet. Schon damals ging es um die Höhenentwicklung, weswegen man Luftballons als Markierungen aufsteigen ließ, um sicherzustellen, dass die Domsilhouette nicht beeinträchtigt werden würde.

Unzweifelhaft ist das Technische Rathaus ein interessantes Dokument der Ära Kampffmeyer, dem wohl bedeutendsten Planungsdezernenten der Nachkriegszeit, welches 1972 sogar das Prädikat „Vorbildlicher Bau“ vom Land Hessen erhielt. Mit der notwendigen Pflege durch die Stadt hat es leider immer gehapert. Denn offensichtlich gibt es bei den auf Kampffmeyer folgenden Politikergenerationen ein parteienübergreifendes, kollektives Unbehagen gegenüber diesem Gebäude. Warum sonst hätte man es, um die Liquidität der Stadt kurzfristig zu erhöhen in den 90er Jahren verkauft, um es nun wieder zu erwerben und dann abzubauen.

Der Dom-Römerberg-Bereich – Die Entente cordiale von Postmoderne und Retrolook und ihre Grenzen

Eigentlich ist es verwunderlich, dass sich die ehemalige „Gute Stubb“ vor dem Römer auch jetzt noch zum Glacis für die Römerkombattanten eignet. Denn von Mandatsträgern erdacht und durch demokratische Prozeduren abgesichert, steht beiderseits des Krönungswegs in Beton gegossener Bürgerwille. Zwangsläufig



Die Frankfurter Altstadt 1945, Privatbesitz
Die Frankfurter Innenstadt 2007





stellen sich an einem über 60-jährige Planungsgeschichte dokumentierenden Ort Brüche ein. Städtebauliche Leitbilder sind einem ständigen Wandel unterzogen und auch die Kommunalpolitik unterliegt dem natürlichen Generationenwechsel. Dennoch stellt sich die Frage, ob die Morphologie eines Stadtquartiers ohne Investitionsdruck, allein vom zyklisch wiederkehrenden, gestalterischen Veränderungswillen geprägt werden soll. Dafür spricht, dass jeder Hauseigentümer mit seinem Eigentum nach Belieben verfahren kann, solange es den Zielen des Gemeinwesens nicht widerspricht. Dagegen spricht, dass jedes Bauwerk zwischen Dom und Römer ein Zeitdokument ist, welches bei der Erstellung von seinen Zeitgenossen Lob und Anerkennung erhielt. Der Neubau für das Historische Museum in unmittelbarer Nähe zum Burnitzbau und zum Haus Wertheim, dem einzigen Fachwerkhaus, welches den Untergang der Altstadt im Originalzustand überstanden hat, wurde besonders kritischer Würdigung unterzogen. Gerade der Hessische Landeskonservator lobte damals die Einbindung in die historische Substanz öffentlich. Für die Rekonstruktion der Ostzeile wurde der Architekt Schirmacher mit Auszeichnungen überhäuft und die Schirn war eines der architektonischen Highlights der 1980er Jahre.

Soll also die Morphologie des Stadtzentrums, wie die der übrigen Stadtteile dem kontinuierlichen Veränderungswillen seiner Eigentümer folgen, oder als Mahnmal einer der kritischsten Phasen in der über 1200-jährigen Stadtgeschichte bewahrt bleiben?

Rückbesinnung auf Werte der Vergangenheit ist nicht nur in der Kommunalpolitik ein zweischneidiges Schwert. Aber dort trennt die scharfe Klinge Bürgerstolz nur wenig von stumpfer Nostalgie. Denn wer das Eine will, bewirkt leicht das Gegenteil und umgekehrt. Dass sich auch erfahrene Politiker in einer Zwickmühle

befinden können, wird am Beispiel des in den 1970er Jahren amtierenden Oberbürgermeisters Rudi Arndt deutlich. Ihm brachte, vor Kraft und Selbstbewusstsein strotzend, der Ausruf im Club Voltaire, man solle die Ruine der Alten Oper in die Luft sprengen, den Spitznamen Dynamitrudi ein. Wie ungerecht, schuf doch gerade er mit der Befragung von Pensionisten, ob die Römerberg-Ostzeile wieder historisch aufgebaut werden solle, die Voraussetzung für das Konzept des Dom-Römerberg-Bereiches der Ära Wallmann. Klug befriedigte der damals mit der kleinen, zum Römer gewandten historischen Schauseite das Laienpublikum und mit der Schirn, der großen, zum Dom gewandten Abseite, die internationale Fachwelt. Auch die spannende Frage, ob die 14 postmodernen Kreationen der Saalgassenhäuser, die sich am kleinteiligen Maßstab der historischen Altstadt zu orientieren hatten, vor der Geschichte Bestand haben würden, kann aus der Distanz von drei Jahrzehnten eindeutig beantwortet werden: Im Vergleich mit der rekonstruierten Ostzeile haben sie nachträglich noch an Statur gewonnen.

Dennoch lagen die Dinge damals anders als heute und nicht nur die Gewichte zwischen alt und neu waren eindeutig verteilt. Für die Ostzeile lagen 1979 Bauaufnahmen und eine Fotodokumentation aus der Vorkriegszeit vor. Trotzdem stellte man bewusst nicht den Zustand kurz vor der Zerstörung her, sondern entschloß sich für die Darstellung einer hypothetischen Sanierung in der Nachkriegszeit, was sich an dem Fehlen der für hessische Fachwerkhäuser so typischen Schindeln aus Schiefer erkennen lässt. In einem Punkt übertrifft zumindestens der Schwarze Stern alle Bemühungen um einen historischen Retrolook. Sein Sandsteinsockel ist noch original. Dass selbst in den prosperierenden 1980ern überbordende Nostalgie in die Schranken gewiesen wurde, zeigt, dass eine weitergehende Historifizierung des Dom-



Das mit Flachdach versehene Gebäude wurde vom dem ABB-Büroleiter H. Brandl 1956 als Hommage an Le Corbusiers Pavillon Suisse, Cité internationale universitaire de Paris von 1930 entworfen. Es ist auch als Gegenmodell zu der sogenannten 'Kammarchitektur' der nördlichen Berliner Straße zu verstehen. Die nördliche Braubachstraße (Abb. linke Seite).

Frankfurt, think big!

Sollte es dennoch Gründe geben, das Technische Rathaus abzureißen – wovon man mich erst noch überzeugen muss – um an seiner Stelle Neues zu errichten, so werden sich Verfechter dieses Vorschlags nicht nur an ihrer Entschlossenheit, ihr Ziel umzusetzen, messen lassen müssen. Sie werden beweisen müssen, dass ihr Konzept an dieser prominenten Stelle allen vergleichbaren Aufgabenstellungen in Mitteleuropa zumindest gleichwertig ist. Ist ihre Absicht lediglich Stadtreparatur, so sollten sie es mit den ursprünglichen Wettbewerbsergebnissen des Jahres 2005 bewenden lassen. Wollen sie, dass Ihr Handeln einen Vergleich mit den kraftvollen Beiträgen Frankfurts zu den wichtigen Epochen der letzten 60 Jahre, dem frühen Wiederaufbau, dem Wirtschaftswunder und der Postmoderne besteht und diesen ein bauliches Antlitz gibt, welches im europäischen Städteranking einen namhaften Platz einnehmen kann, dann ist noch viel zu tun.

Frankfurts Rolle als Wirtschaftswunderblume der frühen Nachkriegszeit ist längst vorüber. Zwei Themen, mit denen die Stadt am Main danach die Meinungsführerschaft an sich gezogen hat, Hochhäuser und die Implantierung neuer Nutzungen in historische Bausubstanz, sind ihr mittlerweile abhanden gekommen. An zwei beinahe zufällig herausgegriffenen Beispielen aus dem deutschsprachigen Raum wird dies deutlich. Hamburg macht mit den Planungen für die neue Elbharmonie vor, wie man einen alten Hafenspeicher ohne dessen Zerstörung zu einem Monument des Bürgersinns entwickelt. Und selbst das konservative Wien schickt sich auf der Donauplatz an, sich mit einer bemerkenswerten Hochhaussilhouette eine neue Identität zu geben und Frankfurt den Rang abzulaufen. Frankfurt think big! Neoliberalismus und Globalisierung sind die Koordinaten unseres Jahrzehnts, Risikobereitschaft und Flexibilität die Voraussetzungen. Andere Städte machen dies vor, und auch Frankfurt wird sich dem nicht verschließen können, will es nicht, dass die Karawane der Bedeutungsträger achtlos an ihr vorüber zieht.

Es müssen ja nicht gerade die New Urbanists sein, die am Dom mit historisierenden Attrappen ein Fachwerkensemble erstellen. Aber erfolgsversprechender als 5 oder 7 Knusperhäuschen, deren Kosten diejenigen von konventionellen Neubauten um ein Vielfaches übersteigen, die Komforteinbußen und Einschränkungen für die Nutzer nach sich ziehen und noch nicht einmal auf historisch authentischen Planunterlagen basieren, wären sie allemal! Doch wenn schon historisch, dann bis zum letzten Holznagel, welcher fachgerecht abgelagertes Holz zunftgerecht verbindet. Der Limburger Architekt Schirmacher hat dies bei den Bauten der

Römerberg-Bereiches abgelehnt wurde. Weder der „Lange Franz“ noch der „Kleine Kohn“ erhielten ihre historischen Turmhelme. Auch blieb das flache Dach der Paulskirche erhalten. Von dem Wiedereinbau der historischen Empore ganz zu schweigen. Selbst den vor der Zerstörung bewahrten originalen Holztafelbildern des an der Ecke zur Braubachstraße gelegenen Salzhauses wurde der Wiedereinbau an alter Stelle verwehrt. Lediglich einen Abluftschacht über der Schwanenhalle zierte jetzt eine kleine historische Turmhaube.

Klein-Rüdesheim am Main, oder will etwa das große Frankfurt einer kleinen Gemeinde im Rheingau japanische Touristen abjagen?

Wenn in mehreren Städten Deutschlands längst untergegangene Gebäude wieder errichtet werden oder mit deren Rekonstruktion geliebäugelt wird, dann hat das sicherlich Manchen in Frankfurt am Main ermuntert, es ihnen gleichzutun zu wollen. Gibt es Gemeinsamkeiten? Wo sind die Unterschiede. Die historische Stadtsilhouette Dresdens konnte sich seinerzeit mit Florenz messen und für den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlösses spricht das Argument, dass der restaurative Prozess einer Wiedervereinigung sich auch baulich artikulieren kann. Keines der beiden Beispiele taugt zum Vorbild für Frankfurt am Main. Denn hessische Fachwerkhäuser gibt es im Rheingau zuhauf. Oder will man Rüdesheim um die japanischen Touristen bringen. Und die Paulskirche, das nationale Symbol für ein demokratisches Deutschland, wurde 1948 in bewusster Abweichung vom historischen Vorbild wieder aufgebaut.

Historischen Ostzeile in Frankfurt am Main vorgemacht. Doch diese Arbeitsweise grenzt an Liebhaberei, die vom Architekten, den Bauleitern, den ungefähr 30 am Bau beteiligten Firmen und dem Bauherrn gemeinsam getragen werden muss. Mit einer Gestaltungssatzung ist das Ziel niemals zu erreichen, denn – erfahrene Bauleute wissen das – es drohen schon bei der geringsten Abweichung vom allgemein anerkannten Stand der Technik schier unlösbare Gewährleistungsprobleme oder gar der finanzielle Ruin des Betroffenen.

Dieser Tage jährt sich die Eröffnung der Interbau in Berlin zum 50. Mal. Die erste große Bauausstellung der Nachkriegszeit stellte eine in die Zukunft weisende, moderne Architektur als Antwort Westberlins auf den Neoklassizismus der Stalinallee im Osten zur Diskussion. Eine ganze Reihe von Internationalen Bauausstel-

lungen in Deutschland sind ihr gefolgt: Die IBA 1984/87 in Berlin, die IBA Emscher Park 2000, die IBA Fürst-Pückler-Land und die IBA Sachsen-Anhalt. Und jetzt wird auch im Rhein-Main-Gebiet über die Ausrichtung einer IBA nachgedacht. Unabhängig von deren Themenstellung wird eine neue Bebauung im Herzen der Region Anlass zu Interpretationen über das kulturelle Bewusstsein der Mainmetropole geben. Das derzeit präferierte Konzept einer historisierenden Bebauung am Dom scheint auf das bei manchen Laien noch tief verwurzelte Vorurteil zu bauen, dass zeitgenössische Architektur keinen Beitrag bei der Suche nach lokaler Identität zu leisten vermag. Eine Argumentation, die nicht nur kreative Architekten zutiefst kränken muss. Schließlich ist architektonische Form kein Zufall, sondern zum einen Dokument der ökonomischen Möglichkeiten, in erster Linie aber ein Ausdruck der intellektuellen und künstlerischen Fähigkeiten einer Region.

Blick auf den Römer, Rathaus und Wahrzeichen der Stadt Frankfurt. Mit dem Wiederaufbau des im Krieg stark zerstörten Gebäudes wurden Anfang der 50er Jahre die Architekten O. Apel, R. Letocha, W. Rohrer und P. Herdt beauftragt.

Die 1789 bis 1833 erbaute Paulskirche brannte 1944 nach einem Bombenangriff aus. Sie wurde nach dem Krieg von den Architekten E. Blanck, J. Krahn, G. Schaupp und R. Schwarz wiederaufgebaut und 1948 zum hundertsten Gedenktag der Nationalversammlung als 'Haus aller Deutschen' neu eröffnet.



Dreißig Häuser sind keine Altstadt – zum Ersatzbau für das Frankfurter Technische Rathaus

Bei der gegenwärtigen Frankfurter Diskussion um das zukünftige Bild der „Altstadt“ nach Wegfall des Technischen Rathauses könnte man meinen, in Rothenburg oder in Krähwinkel zu sein. Unbestritten war einmal die Frankfurter Altstadt ein großes Kleinod, wunderschön, schon damals ein Touristenmagnet. Die sukzessive Weiterentwicklung solcher historisch gewachsener Strukturen war und ist stets mit laufenden hygienischen, feuer- und sicherheitstechnischen Rückständen verbunden – kaum Licht, Luft und Sonne, nur eingeschränkt nutzbare Räume. Auch die damalige Frankfurter Altstadt war ein zurückgebliebenes, aber malerisches Gebiet mit äußersten Strukturschwächen, die auch früher nur mit erheblichem (öffentlichem) Mitteleinsatz zu sanieren waren.

Die Stadt Frankfurt hat sich immer eindeutig zu ihrer Altstadt verhalten – die vormalig noch viel größer als das gewesen war, was 1944 im Bombensturm unterging. Für den gesamten Rathauskomplex, 1908 vollendet, waren etliche Blöcke Altstadtsubstanz und das alte Rathaus niedergelegt. Ebenfalls zu Lasten der originalen Altstadtsubstanz ging etwa zeitgleich der Durchbruch der Braubachstraße als damalige Stützungsaktion für die dahinkümmernde Altstadt – sie sollte an den modernen Verkehr (Straßenbahn) angeschlossen werden, sie sollte – auch im Interesse ihrer Grundeigentümer – wirtschaftlich wieder aktiv werden können; der Tourismus alleine reichte nicht zur Verbesserung der Wirtschaftlichkeit.

Diese Baumaßnahmen wurden stets im jeweils „heutigen“ Stil realisiert – für den Rathausbau war Neugotik, Neorenaissance und Neobarock im gründerzeitlichen Stilkanon vorgesehen. Die Häuser der Braubachstraße sind moderne Bauten von damals – die letzten 1927/28 fertig gestellt – höhere Steinbauten auf jeden Fall, Begrenzung der historischen Fachwerk-Altstadt.

Die große Zäsur für die Altstadt sind natürlich die Bomben des Jahres 1944, die neben der Altstadt selbst auch gleich wieder die kurz vorher fertiggestellten Entkernungen in den dichtesten Teilen mit sich rissen. Wir haben heute davon noch ein Handkurbel-Modell zur Demonstration einer Entkernung mit neu geschaffener Grünfläche – und zur Anschauung die Sanierung am Trierischen Hof von 1938.

Diese Bomben haben nicht nur die Altstadt zerstört, sondern auch Politiker und Planer des Wiederaufbaus vor neue Aufgaben gestellt – keinesfalls konnte die untergegangene Altstadtstruktur originalgetreu wieder herstellbar sein. Dagegen sprachen die eigenen Kriegserlebnisse, die verheerenden Trümmerwüsten und die herrschende Wohnungsnot. Es schien nur möglich, das untergegangene Alte in neu interpretierter Form wieder erstehen zu lassen und dabei einzelne historisch bedeutende Bauwerke als „Ankerbauten“ wiederherzustellen. In den weiten zerstörten Altstadtflächen waren

nur wenige Elemente stehen geblieben oder soweit erhalten, dass deren Wiederaufbau in alter Form auch im Hinblick auf die Kosten vertretbar war. In dem so gefundenen „Interpretationsstil“ versuchte man, ähnliche Räume und Raumfolgen zu schaffen, wie sie früher die Altstadt geprägt hatten – diesem Procedere mussten sich im Übrigen auch die Altstadtfreunde anschließen; sie hatten wohl kleinere – auch neu konzipierte – Quartiere vorgeschlagen, aber es war so wenig Substanz stehen geblieben, dass allenthalben das Resultat ein neu strukturierter Altstadtbereich war. Anforderungen von Verkehr, Hygiene und „besserem Wohnen“ in der Altstadt – im Rahmen einer möglichen Rolle Frankfurts als Bundeshauptstadt – bedeutete das weitere Straßen, größere Plätze, auch modifizierte Raumfolgen im Rahmen einer „gegliederten und aufgelockerten Stadt“.

Im Übrigen war diese Neuinterpretation der Altstadtelemente nach dem Krieg nur möglich, weil nach dem großen Verlust eigentlich über Jahrzehnte die Devise galt „Unsere Altstadt ist Alt-Sachsenhausen“ – wo großflächig originale Altbausubstanz erhalten geblieben war, und wo sich folgerichtig das Frankfurter Apfelweinviertel entwickelte.

Für die nordmainische Altstadt gab es über die Jahrzehnte eine Serie von Planungen und Wettbewerben, mit denen der Weg gefunden werden sollte, die vakante Mitte der historischen Stadt wieder mit Leben zu erfüllen – mit welchem Leben? In der direkten Nachkriegszeit wurden verstärkt Zeilenbauten geplant – auch als Reflex auf die im „Dritten Reich“ zurückgedrängten Reformansätze der Zwanziger Jahre, die im „Neuen Frankfurt“ der May-Ära und über das Dessauer Bauhaus relevant waren und durch die „Blut-und-Boden“-Ideologie des „Dritten Reiches“ auch in Planung und Bau konterkariert worden waren. Die Frankfurter Nachkriegsplanung wollte jedoch dem urbanen Kontext der Stadtmitte gerecht werden und schaffte verstärkt städtische Wohnhoflösungen mit Grünflächen im Bereich um den Dom und beim Römerberg. Die damaligen Planer waren um spannungsreiche räumliche Lösungen bemüht. Sie kannten die Urbanität anderer Städte – z. B. Hans Simon als maßgeblich an der Neuordnung im Frankfurter Altstadtbereich Beteiligter – seine Bücher „Das Herz unserer Städte“ sind Beleg für sein stadtplanerisches Engagement.

Trotz aller Bemühungen, über Wettbewerbe Lösungen im neu interpretierten Altstadtmaßstab zu finden, blieb die Mitte der Altstadt leer – öffentlich diskutiert wurde, was damals „heute“ die Mitte bedeuten könne. Angeboten wurden über die Jahrzehnte z. B. ein offenes Gedenkfeld mit Ruinenresten, Kneipenkonzentration am Krönungsweg und schließlich wurde ein vielseitiges Kulturprogramm entwickelt, das – wie heute zu sehen – mit dem Bau der Schirn-Kunsthalle als Zentrum in den 80er Jahren verwirklicht wurde. Eben diese Schirn mit den Saalgassenhäusern stellt einen weiteren Beitrag der Interpretation

alter Blockstrukturen der Altstadt dar, gleichzeitig ein vorgegebener Höhenmaßstab, der sämtliche ehemaligen Altstadthäuser überragen würde. Dieser Bau korrespondiert allenfalls mit den Baumassen des Domes und des Technischen Rathauses – und des neuen Haus am Dom, kürzlich eröffnet und gleichfalls ein Beispiel der Neuinterpretation. Dieses Haus ist mit dem hohem Dach quasi sechs Geschosse hoch und damit neueste maßstäbliche Vorgabe für jedwede am Platz des Technischen Rathauses entstehende neue Altstadt.

In der aufgeregten Frankfurter Altstadt-Diskussion wird leicht vergessen, dass allenthalben bereits Neues sehr gut mit Altem zusammengeht – Alt und Neu sind aufeinander angewiesen:

Mit der Planung und Durchführung der Kunsthalle Schirn wurden 1986 die Architekten D. Bangert, B. Jansen, S. J. Scholz und A. Schultes beauftragt. Die Schirn, die sich zwischen dem Römerberg, dem Kaiserdom St. Bartholomäus und über Teile der 1944 zerstörten Altstadt erstreckt, wurde 1985 fertiggestellt.

Die Braubachstraßen-Bebauung wurde bereits erwähnt. Eines der ersten Wiederaufbauprojekte, die Paulskirche, 1948 wieder eingeweiht, wurde von Rudolf Schwarz und anderen für das „Hundertjährige“ von Revolution und Nationalversammlung von 1848 „neu interpretiert“ wieder errichtet – mit völlig neuem Gesamtkonzept als Monument der Demokratie in Deutschland. Das Steinerne Haus war ebenfalls äußerlich alt – mit modernem Anbau – wiederaufgebaut worden, innen jedoch als moderne Ausstellungshalle. Auch der Römerberg wurde wieder aufgebaut – der Römer selbst mit dreifacher Treppengiebel-Fassade als Wahrzeichen der Stadt – die zwei Nachbargiebel (Haus Frauenstein, Salzhaus) erschienen nur als moderne Bauformen, um Baumasse und Fassadenfolge zu schließen. Im Inneren ist der

Das Technische Rathaus ist aus dem Architektur-Wettbewerb (1962/63), den die Architekten Bartsch, Thürwächter und Weber für sich entschieden haben, hervorgegangen. Es wurde 1972/73 fertiggestellt. Inzwischen wurde sein Abriss zugunsten einer Neubebauung des Areals beschlossen.



Römer gelungener Wiederaufbau im Stil der 50er Jahre, auch die neu entstandene Kaisertreppe. Ebenso wurden die übrigen Raumgrenzen des Römerberges im Westen und Norden neu wiederhergestellt, auf der Ostseite – nach Abriss zweier bereits neu gebauter Wohnhäuser – durch den modifizierten Wiederaufbau der „Ostzeile“ mit Gastronomie, Ladenlokalen und Wohnungen darüber. Bei diesem Beispiel für die Koexistenz von aufgebautem Altbau und Neubauten wurde die neue alte Zeile durch zwei parallele Neubauzeilen zu einem räumlichen Block verdichtet. Die Symbiose zwischen „Alt“ und „Neu“ bedeutet hier, dass die Wohnungen der Ostzeile und der beiden Neubauriegel über Stege durch eine offene Vorhalle im Obergeschoss der mittleren Bauzeile erschlossen sind. Schließlich sind auch die Wohnhäuser der Saalgasse, Planungen der prämierten Teilnehmer des Dom-Römerberg-Wettbewerbes 1980, gute Beispiele für qualitativvolles und maßstäbliches modernes Bauen. Sie gehören heute zum Repertoire und zu den Beispielen für eine „Neue Altstadt“. Wer heute als „Altstadt“ nur den Bereich möglicher Rekonstruktions-Häuser an der Stelle des Technischen Rathauses ansieht, redet über die halbe Wahrheit – die andere Hälfte sind die baulichen Tatsachen der Nachkriegs-Neuzeit.

Die laufende Krähwinkel-Diskussion also vernachlässigt diese Tatsachen im Planungsbereich und „redet sie klein“ bzw. rettet sich in eine heillose Kritik an jeglicher moderner Architektur. Hier kommt der Verdacht auf, dass diese Kritiker ihren eigenen Lernprozess öffentlich aufführen, um „Stimmung“ zu machen. Zusammen mit dem Technischen Rathaus als weiland erstem Bauabschnitt ab 1970 nach dem Dom-Römerberg-Wettbewerb wurde die heutige Tiefgarage und die U-Bahn-Station mitgebaut samt Zu- und Abfahrt, Rampen sowie einer Andienungsebene. Die zweigeschossige Garage reicht fast bis hin zur Römerfassade und der Römerberg ist weitgehend „unterparkt“, ebenso Teile des heutigen Standortes Technisches Rathaus. Zwar sollte es möglich sein, kleinere Häuser auch auf solch eine Tiefgarage zu stellen – aber es werden statische Vorkehrungen erforderlich, die für die Abtragung der Lasten dieser Häuser auf das andersartige Stützensystem der Garage ausreichen; von einer Ausgleichsschicht aus 1,5 m starkem Massivbeton ist die Rede, auch von möglicherweise notwendigem Neubau von Teilen der Tiefgarage. Es ist in jedem Fall notwendig, Häuserkonstruktionen zu finden, die stützenkonforme Lastenentwicklung ermöglichen und damit Kosten einsparen. Diese exorbitanten Kosten, die quasi in den Substruktionen „verschwinden“, sind der Öffentlichkeit darzulegen; sie wären sicherlich besser für eine echte Frankfurter Altstadt-situation – oder in Alten Ortskernlagen – einzusetzen, wo es tatsächlich um den Erhalt alter Substanz am originalen Standort geht – statt an einer Stelle, wo lediglich Scheinfassaden über einer Tiefgarage errichtet werden können.

Der Planungsansatz, möglichst dem ehemaligen Grundriss der Altstadt zu folgen, lässt in diesem Zusammenhang etwa 30

unterschiedlich große bebaubare Grundstücksparzellen entstehen. Angesichts der diesen Gebietsteil umlagernden Hochbauten (Schirn, Haus am Dom usw.) erscheint die angestrebte Kleinteiligkeit überholt – und es ist auch insgesamt fraglich, ob mit solchen 30 Häusern dann die Atmosphäre der ehemaligen Altstadt wieder erreicht werden kann.

Wichtiger wäre wohl die Entwicklung eines interessanten urbanen Quartiers zwischen Dom und Römer als zeitgemäße Altstadt; dazu gehört aber mehr als nur Replik einer noch so schönen Situation von ehemals – heutiges urbanes Leben ist mehr bestimmt von Offenheit, Eleganz, Flexibilität, Großzügigkeit, Weltläufigkeit, um nur einige Aspekte einer Weltstadt Frankfurt am Main zu nennen, die nicht mit alten Baustrukturen herbeizuholen sind. Wir bauen nicht hauptsächlich für asiatische Touristen – sie sind uns jedoch willkommen. Notwendig ist gute moderne Architektur mit modernem Outfit, moderner Qualität und in Korrespondenz mit der dominierenden neuen Bebauung drum herum – das Umfeld ist nun mal moderner geworden seit früher und sieht vielleicht auch anders aus als früher. Wenn wir über das Wiedererscheinen des einen oder anderen Altstadt-hauses als Belegexemplar reden, dann sollte es sich wirklich nur um zwei bis drei besondere Exemplare handeln – damit sie keine Planungshindernisse sind, sollten sie auch an passende Standorte „transloziert“ werden, sei es innerhalb oder außerhalb der neu zu bebauenden Fläche des Technischen Rathauses.

Versuch eines Fazits:

Es ist bezeichnend, dass das Frankfurter „Herz der Stadt“ – die Altstadtfläche, die schon lange nicht mehr das „Herz“ gewesen war – nur schrittweise und zögerlich wieder bebaubar war; an Anläufen dazu hat es nicht gefehlt. Man war auf der Suche nach zeitgemäßer überwiegend öffentlicher Nutzung in entsprechender baulicher Form. Dabei blieben die Flächen zeitweise leer, wurden unterschiedlich „zwischen-genutzt“ – Gelegenheit auch, beim U-Bahn-Bau hier anzusetzen. Selbstverständlich entstand dabei auch eine Station Dom/Römer, mit der diese „Altstadt“ auch an das neuzeitlichste Verkehrsmittel angeschlossen wurde. Hochbaulich haben sich die verschiedenen Epochen verwirklicht und Maßstäbe gesetzt. Das Technische Rathaus, heute so geschmäht, war erster Bauabschnitt nach dem Dom-Römerberg-Wettbewerb 1962/63 und stellt natürlich seit seinem Bezug 1972/73 eine große, gut gegliederte Bau-masse dar, deren Größe vom Bedarf der Stadtverwaltung bestimmt war – es waren die „technischen Ämter“ unterzubringen – und der Technikbereich für das Planungsgebiet Dom-Römer. Bürgernähe und gute Erreichbarkeit, Offenheit und Zugänglichkeit der Verwaltung war das Ziel. Um die Bauhöhe gegenüber dem Dom vertretbar zu halten, wurden aufwendige Ballonproben durchgeführt. Das Technische Rathaus wurde als

gute Architektur ausgezeichnet, die verliehene Bronzeplakette ist im Windfang des Hauses zu sehen. Auch der Dom-Römerberg-Bereich mit Ostzeile und Kunsthalle Schirn ist ebenfalls Ausdruck seiner Zeit, die noch nicht so lange hinter uns liegt – es war 1980.

Bei neuen Planungsentscheidungen sollten die 1980 und vorher getroffenen Beschlüsse als gebaute Geschichte respektiert werden. Hier die große Schelte der Vorgänger-Entscheidungen zu eröffnen, ist unsachlich und falsch. Schließlich sind diese Bauten in den gewählten städtischen Gremien beschlossen worden – das sind nicht nur irgendwelche „Altlasten“. Auch die einäugige Architektenschelte greift nicht – sind Architekten doch gebunden an gestellte Planungsaufgaben und Verfügbarkeit von Finanzierungsmitteln. Architekten sind keine „Geschmacksdiktatoren“ oder „Stil-Orakel“. Sie sind „Zeichner des Zeitgeistes“ – und der hat sich, bisher jedenfalls, vom mittelalterlichen Fachwerkhaus aus weiter entwickelt, auch in der Frankfurter Altstadt.

Das Ansinnen, hier in dem Teilbereich „Technisches Rathaus“ die Altstadt der Fachwerkhäuser wieder entstehen zu lassen, kommt heute zu spät. Hier sind tiefgreifend andere Fakten geschaffen worden – als letztes Beispiel: das Haus am Dom – diese Träume lassen sich nur auf unrealistischer Basis realisieren. Die entstehenden Kosten sind normalerweise – im Quervergleich zu Baukosten anderer Projekte – nicht vertretbar und müssten dem Rotstift und der Revision anheim fallen. So katastrophal ist die Entwicklung der Frankfurter Altstadt nach dem Zweiten Weltkrieg nicht verlaufen, dass so exorbitante Kostenaufwendungen für die „Revision der Moderne“ an dieser Stelle glaubhaft wären. Auch kann es nicht Maßstab des Handelns sein, die Baulichkeiten der Vorgänger dermaßen revidieren zu

wollen, bis ein herbeigewünschter Zustand „ex ante“ wieder hergestellt ist. Soll dann auch die Tiefgarage im gesamten Bereich rückgebaut werden und die U-Bahn gleich mit?

Aus der Schriftenreihe des Hochbauamtes zu Bauaufgaben der Stadt Frankfurt am Main (Ausgabe August 1980). Hier beschreiben OB Wallmann und Baudezernent Haverkamp das Wettbewerbsergebnis – Römerberg-Ostzeile und Kunsthalle Schirn – als gute Verbindung von historischer und moderner Bebauung: „... Deshalb ist es erfreulich, daß der erste Preis des Wettbewerbes der Architekten Bangert, Jansen, Scholz und Schultes in fast idealer Weise historische und moderne Bebauung verbindet, neue Maßstäbe in der Architektur setzt und – das darf man nicht vergessen – auch baubar ist.

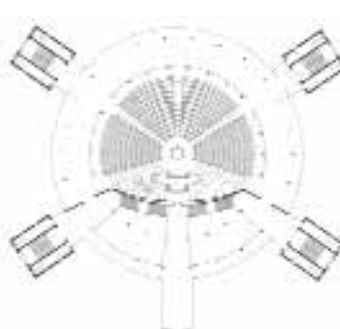
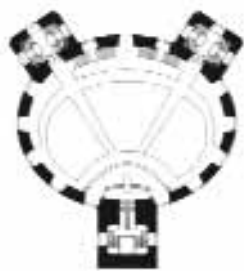
Denn dieser Wettbewerb soll nicht wieder nur ein Wettbewerb bleiben ohne Folgen, ein interessanter Diskussionspunkt bloß für Insider. Zu wünschen wäre den Arbeiten eine breite zustimmende und kritische Aufnahme durch die Frankfurter Bürger und dann aber auch ein baldiger Beschluss für den Aufbau: Denn auch eine zukünftige Generation Frankfurter würde wieder aus den Maßstäben ihrer Zeit schöpfen und kontroverse Auffassungen zum Römerberg formulieren.

Wir haben 30 Jahre ernsthaft diskutiert, und man kann wohl guten Gewissens sagen: Die Anstrengungen unserer Generation haben zu einem guten und gültigen Entwurf für den Römerberg geführt.

Danken möchten wir jedoch auch den anderen Teilnehmern des Wettbewerbes, die mit der Fülle ihrer qualitätvollen Entwürfe die ganze Palette möglicher Bauformen und Alternativen auf dem Römerberg belegt haben.“

Abb. links: Grundriss der Frankfurter Paulskirche

Abb. rechts: Grundriss des als Plenarsaal für das neue deutsche Parlament geplanten, heute vom Hessischen Rundfunk genutzten Gebäudes, Privatbesitz



Altstadt Frankfurt am Main – Historische Kontinuität

Der letzte Krieg hat in Frankfurt am Main Zerstörungen großen Ausmaßes verursacht. Die Stadt, vorwiegend der Altstadtkern, wurde zu 70% zerstört. In der ersten Stunde waren alle der Meinung, ein wie auch immer gearteter Wiederaufbau müsse einen Zeitraum von mindestens 50 Jahren umfassen. Keiner konnte sich unter den gegebenen Verhältnissen vorstellen, mit welchem Mut und welcher Kraft neues Leben in den Ruinen entstehen würde.

So ist Frankfurt denn die Stadt, die nach ihrer Zerstörung schneller als alle anderen Städte in Deutschland wiederaufgebaut wurde. Innerhalb von 15 Jahren (1945–60) hat sich das Bild der Stadt vollkommen gewandelt.

Von der ersten Reparatur der Gebäude über den Wiederaufbau bis hin zu Neubauten zeigt sich Frankfurt als exaktes Abbild der Geschichte des Aufbaus der Bundesrepublik, zugleich ist es das Bautenbilderbuch der Politikhistorie der Stadt.

Das „Wiederaufbauen“ bewegte damals wie heute die Fachwelt und die Öffentlichkeit. Doch heutige Vorstellungen entstehen unter anderen Voraussetzungen als die vor 50 Jahren. Wer kennt heute noch die Sorgen und Nöte, die Hemmnisse bis hin zur Hoffnungslosigkeit, jedoch auch den großen moralischen Impetus derer, die inmitten der Ruinen an die Zukunft glaubten und neue Lebensformen verwirklichen wollten.

In der Geschichte des Bauens gab es keine Zeit, die mit der nach dem letzten Krieg auch nur annähernd vergleichbar ist, mit der Chance zum Neubeginn, geprägt von Moral und Würde, aber auch verbunden mit dem Wissen um das Grausame, das zuvor „Im Namen des Volkes“ geschehen war.

Von den ersten Nachkriegsreparaturen ist in Frankfurt kaum etwas in seiner Originalität überliefert. Ich denke an Gestaltungen, deren Trümmer als sichtbare Reste des Gewesenen zum künstlerischen Medium wurden. Die meisten dieser Bauten sind längst durch andere ersetzt oder geschönt worden. Selbst die Paulskirche als Zeichen deutschen Einheitswillens nach 1945 (auch die kommunistische SED in der sowjetischen Besatzungszone hatte 10.000 Mark für den Wiederaufbau gespendet) ist dem um sich greifenden Verschönerungswahn anheim gefallen.

Über die spröde Schönheit der ausgebrannten Paulskirchen-Ruine schrieb Rudolf Schwarz: „Die Denkmalpflege wollte den alten Bau historisch genau wieder herstellen, aber wir haben uns dem widersetzt, denn die große Ruine war weitaus herrlicher als das frühere Bauwerk, ein riesiges Rund aus nackten, ausgeglühten Steinen von einer beinahe römischen Gewaltsamkeit. So schön war das Bauwerk noch niemals gewesen, und wir erreichten, dass es so blieb.“ Mit seiner Einweihung 1948, 100 Jahre nachdem die erste demokratische verfassungsgebende

Nationalversammlung in der Paulskirche tagte, gab das Bauwerk dem neuen demokratischen Geist Raum. Die klassisch anmutende Nüchternheit dieses Bauwerks wurde 40 Jahre später zur Ärmlichkeit verdammt, um dem Haus sein jetziges „outfit“ zu geben. Auch hier geht es um historische Kontinuität.

Mit welchem Feingefühl und architektonischer Haltung für historische Kontinuität ein Bauwerk künstlerisch umgesetzt werden kann, bewies der Frankfurter Architekt Gerhard Weber mit einer genialen Idee. Er entwarf den Bau, der dem künftigen deutschen Parlament vorbehalten sein sollte (heute Hessischer Rundfunk) als Rundbau, gedanklich anknüpfend eben an den der Paulskirche, damit den direkten Geschichtsbezug herstellend. Mit der Änderung des Paulskirchenovals in die strenge Geometrie der Kreisform stellte Weber den Grundrissbezug zum historischen Kontext her, modifizierte die Formgebung so, dass sich uns ein neues Bauwerk zeigt. Ein Entwurf, der Geschichte in moderne Architektur sichtbar einbezieht.

Allerdings war 1948 und in den folgenden Jahren Geschichtsträchtigkeit nicht das primäre Thema der Baukunst. Architektonische Gestaltung, von ideologischen Fesseln befreit, durfte sich wieder ihrer eigentlichen Aufgabe, dem Menschen zu dienen, zuwenden.

Demnach stand nicht der historische, sondern der ethisch soziale Kontext an erster Stelle.

Vor diesem Hintergrund muss die Qualität des in dieser Zeit Gebauten beurteilt werden.

Bereits in den ersten fünf Jahren nach der Kriegskatastrophe war enorm viel geschehen. Neben den nicht enden wollenden Aufräumarbeiten – die Trümmerbahn pendelte zwischen den Ruinenarealen und der TVG-Trümmerverwertungsfabrik im Ostend – wurden in Frankfurt bereits vor der Währungsreform die ersten Wohnsiedlungen gebaut. Es sind die Siedlungen am Berkersheimer Weg, von Johannes Krahn und Alfons Leidl geplant, die von Jaques Martin Michel geplante und von Alfred Wilker bearbeitete Westhausensiedlung in Stahllechtskelettbauweise und die Wohnsiedlung von Otto Apel an der Mainzer Landstraße (Bizonale).

Für den zerstörten Innenstadtbereich gab es zunächst Architektenwettbewerbe, der erste war 1947. Die Ergebnisse dienten als Basis für das verbindliche Planungs- und Entwicklungskonzept eines geordneten Neu- und Wiederaufbaus.

Neu- oder Wiederaufbau war die schwierigste zu treffende Entscheidung in diesen Tagen. Auch damals war vorwiegend die Altstadt Diskussionsgegenstand. Durfte man dem Idealkonzept einer neuen Stadt folgen oder musste man sich an das gewesene,

das Unwiederbringliche halten? Sollte die aus der Vernichtung der Altstadt sich ergebende Chance für ein neues und anderes Frankfurt genutzt werden? Wie konnte diese Option, die nicht nur von Planern und Politikern als Verpflichtung empfunden wurde, umgesetzt werden? Unter welchen Prämissen, unter Beachtung welcher denkbaren Stadt- und Gesellschaftsentwicklung war hier vorzudenken und vor allem wie?

Heute, im Nachhinein und mit dem Abstand perspektivischer Verkürzung von Geschichte und Zeit, haben viele die Wahrheit gepachtet. Leute, die wissen, wie es hätte anders und besser gemacht werden können,

Aber wie war das in jenen Tagen? Die Mehrheit der Frankfurter identifizierte sich mit den von der Politik gemachten Vorschlägen für den Neuaufbau der Stadt, auch mit den damit verbundenen Entbehrungen und Einschränkungen.

Es entstanden der Neugestaltungsplan für die Innenstadt mit den heute noch gültigen Fortschreibungen. Es entstand ein neuer Flächennutzungsplan, für den 1926 Ernst May mit dem damals aufgestellten Generalbebauungsplan den Grundstein gelegt hatte. Auch das ist im Sinne geschichtlicher Kontinuität.

Dennoch: Die Ansprüche, die man 1950 stellte, waren hoch. Es gab im wesentlichen drei Zielsetzungen, die die Innenstadtplanung und die der Stadt programmatisch bestimmten.

□ „Dem ungeahnt wachsenden motorisierten Verkehr, dem fließenden und dem ruhenden müssen ausreichende Flächen zur Verfügung stehen. Die Fußgängerbewegungsräume dürfen durch diese Maßnahmen nicht eingeschränkt werden.“

□ „Die Herstellung einer baulichen Enge, wie sie einstmals in der Altstadt vorhanden war, soll durch neue und großzügige Parzellierungen von Grund und Boden verhindert werden.“

□ „Das Raumgefüge der Stadt soll im Sinne einer Auflockerung der bisher üblichen Baublöcke und traditionellen Stadtstraßenräume zugunsten einer überlegten Ordnung der Baukörper in ihrem Umraum wachsen.“

Gegenüber der alten Baustruktur brachte die neue Innenstadtplanung tiefgreifende Veränderungen mit sich. Außer zahlreichen Straßen- und Platzverbreiterungen handelte es sich um die Anlage völlig neuer Straßenzüge. Es entstanden die Nord-Süd-Verbindung, von der Alten Brücke aus über Kurt-Schumacher- und Adenauerstraße nach Norden führend und eine Ost-West-Verbindung, die jetzige Berliner Straße, die nördlich der Paulskirche parallel zur Braubach- bzw. Bethmannstraße verläuft.

Das alles war mit einer Neuparzellierung der Innenstadtfäche verbunden, und zwar ohne Kenntnis einer kommenden Nutzung.

Grundsätzlich aber galt: Die zerstörte Altstadt musste wieder zum Herzen der Stadt gemacht werden.

Anstelle eines historischen Wiederaufbaus bekannte sich Frankfurt jedoch zum Neuaufbau. Die Grundsteinlegungsurkunde für die Altstadt vom 15. März 1952 ist hierfür eindrucksvolles Bekenntnis (s. Sonderseite Grundsteinlegungsurkunde).

Nach dem Krieg musste es für Frankfurt eine Selbstverständlichkeit sein, gedanklich mit dem Wiederaufbau da zu beginnen, wo den großen Bau- und Sozialleistungen der zwanziger Jahre, dem „Neuen Frankfurt“, durch die Nationalsozialisten ein Ende bereitet wurde. Aus der Abwertung durch das Hitlerreich, das nicht nur die moderne Baukunst als Kulturbolschewismus verurteilte, sondern auch die in diesem Ausmaß bisher nicht gekannte Zerstörung unserer Städte zu verantworten hat, entstand als logische Konsequenz der Wunsch nach Fortsetzung der Bautradition, die unter der Ära eines Ludwig Landmann der liberalen Stadt zu Weltruhm verholfen hatte.

Historische Kontinuität in der Architektur wird nicht erreicht durch die Anwendung verbrauchter und belasteter historischer Bauformen, sondern allein durch die künstlerische Umsetzung heutiger Lebensvorgänge. Nur so bleibt der notwendige soziale Kontext gewahrt und unser Blick in die Zukunft gerichtet.

Frankfurt befaß in seiner Altstadt, die sich vom Main im Süden bis zur Zeil im Norden, vom Großen Hirschgraben im Westen bis zur Langestraße im Osten hinzog, ein kostbares Kleinod. Am 22. März 1944, dem Todestag Johann Wolfgang von Goethes, des größten Sohnes unserer Stadt, der am Großen Hirschgraben das Licht der Welt erblickte, wurde diese Altstadt durch Fliegerangriff in Schutt und Asche gelegt. Zahlreiche Bücher, Fotografien, Filme, Zeichnungen, Grundrisse und ein kostbares Modell der Gebrüder Treuner lagen den Nachfahren, wie diese Altstadt – der Kern der Stadt – auslag und was er für Frankfurt bedeutete.

Mit der Zerstörung ist das Fluidum des Alten, des Ehewürdigen, Kostlichen und Einmaligen unwiederbringlich dahingegangen. Eine Stadt jedoch ist ein lebendiger Körper, der lebt und wächst und wirken will. Seine Kernzelle kann nicht brachliegen, darf nicht zu einem Streufriedhof werden. Neues Leben soll aus den Ruinen entstehen, neue Heime und Häuser, neue Straßen und Plätze müssen geschaffen werden, die dem Menschen und seinem Leben dienen. Und so rühren sich tausendfältig fleißige Hände zu dem Werk des Neu- und Wiederaufbaus, der den Bürgern dieser Stadt neue Arbeitsstätten und Verkehrtwege und vor allem ein gelundes Wohnen in Häusern jener gemäßer Form verschaffen soll.

An der Planung und der Ermöglichung des Wiederaufbaus, zu dem heute dieser Grundstein gelegt wird, haben vornehmlich mitgewirkt das Hoch- und Tiefbauamt unserer Stadt, die Finanz- und Kassenverwaltung des Rechnungsamts, die Frankfurter Aufbau A.G., eine Reihe bewährter, freischaffender Architekten und die letztlich entscheidenden städtischen Körperschaften, Magistrat und Städtverordneten-Versammlung unter Führung des unterzeichneten Oberbürgermeisters Dr. Walter Kolb und des Städtverordneten-Vorsitzenden Hermann Schaub.

Wir selbst und unsere Zeit sind erfüllt von Achtung und Ehrfurcht vor dem, was war und wie es war. Aber eine kühnliche Rekonstruktion unserer zerstörten Altstadt wäre einer Kopie gleichgekommen. Nach reiflicher Überlegung und nach langem Ringen wurden daher die dem Grundstein einliegenden neuen Pläne geschaffen.

Möge die Nachwelt unseren guten Willen und das ernste Bemühen erkennen, daß der Wieder- und Neuaufbau der Altstadt in neuem Gewand der Stadt Frankfurt zum Besten und ihren Bürgern zur Ehre gereichen soll. Mit diesem Behenntnis und dieser Erklärung schließen Magistrat und Städtverordneten-Versammlung dieser Stadt ihre Wünsche ein auf ein friedliches Gedeihen dieser neuen Keimzelle auf altem geschichtlichem Boden.

Frankfurt am Main, den 15. Mai 1952

Die Stadtverwaltung

Der Bauherr
Frankfurter Aufbau A. G.

W. Kolb

Hermann Schaub

Oberbürgermeister

Direktor



Dom-Römer Abenteuerspielplatz oder Stadtmittelpunkt?

Welche Aufgaben hat das Stadtquartier um Dom und Römer herum heute?

1

Hier entstand vor mehr als 1000 Jahren das, was wir heute Frankfurt am Main nennen. So ist es doch eine Selbstverständlichkeit, dass die Erinnerung an diesen Ursprung jedem Bürger und jedem Gast in dieser Stadt deutlich vor Augen steht. Diese Stelle am Main, dieses erhöhte Gelände des Ufers, heute als Römerberg bezeichnet.

2

Zwischen Rathaus und Dom gelegen, hat der Krönungsweg vieler Kaiser des „Römischen Reichs Deutscher Nation“ Frankfurt europäisch und international berühmt gemacht. Dieser Weg existiert noch heute, zumindest als Blickbeziehung. Er ist eines der wichtigsten Merkmale der Stadtidentität. Nicht in der historischen Form, aber mit dem gebotenen Respekt der Gestaltung muss dieser Weg erkennbar, anschaulich, begreifbar sein, ein Denkmal europäischer Geschichte.

3

In den Augen vieler Bürger ist gerade in der Erinnerung an die Altstadt der historische, aber auch der gegenwärtige bürgerliche Stadtmittelpunkt hier gelegen. Das wird offensichtlich wesentlich tiefer empfunden als Stadträume, die auch Anspruch erheben könnten, Stadtmittelpunkt zu sein wie Museumsufer, Zeil und Fressgass mit ihren Plätzen Konstabler Wache, Hauptwache oder Goetheplatz/Rossmarkt.

4

Man könnte noch eine vierte Aufgabe benennen, nämlich gerade in der Verbindung der historischen Qualität mit heutiger Kultur und Urbanität Anziehungspunkt für ein überregionales und internationales Publikum zu sein.

Nimmt man diese vier Aspekte – Stadtursprung, Kaiserkrönung, Altstadt als bürgerlicher Mittelpunkt und internationale Attraktion zu einer Art Planungsleitbild für die Entwicklung zusammen, so wird ein Verteidiger des heutigen Dom-Römer-Bereichs zu Recht sagen können: All das ist doch gerade berücksichtigt und noch einiges mehr – die Nachbarschaft zu kirchlichen Einrichtungen, Wohnen nahe am Main, hervorragende verkehrliche Anbindung. Wo also ist das Problem?

Das Problem liegt darin, dass einerseits die Politik und die Planer die Frankfurter Bevölkerung um ihre Altstadt betrogen haben, denn man hätte sie in den 50er und noch in den 60er Jahren auf dem alten Strassengrundriss und auf den noch vorhandenen Grundmauern mit heutigen sozialen und hygienischen Standards wieder errichten können. Andererseits ist mit

den Mitteln des modernen Städtebaus eben kein Stadtquartier entstanden, das der Altstadt an architektonischem Reichtum und emotionaler Bindung ebenbürtig wäre.

Statt dessen wurden – als stände hier ein Abenteuerspielplatz für Politikerehrgeiz und Planerideologien zur Verfügung – Einzelmaßnahmen über Jahrzehnte zueinander gestellt, ohne jede Chance, das daraus ein städtebaulich wertvolles Ensemble hätte werden können. Städtebaulich wertvoll auch mit modernen Mitteln und Formen hieße in diesem Falle Maßstäblichkeit zwischen den Vorgaben der wiederhergestellten Bauten von Rathaus und Dom, ein differenzierter Zwischenbereich eben; verträgliche kleinstrukturierte Nutzungsmischung von Wohnen, Arbeiten und erdgeschossigem Gewerbe; Geschlossenheit und Intimität der kleinen Platzbereiche und Straßenfluchten; Durchlässigkeit zum Flussufer.

Alle Großbauten mit der Folge einseitiger Nutzung hätten sich von selber verboten, Technisches Rathaus, Tiefgarage mit einer gewaltigen Geschossdecke über Bodenniveau, Historisches Museum und Schirn, auch das Loch des Archäologischen Gartens. Sie sprengten mit ihren Bauvolumen und ihrer Ausdehnung alle Maßstäbe, wie sie für den Zwischenbereich von Dom und Rathaus hätten typisch und verbindlich sein müssen. Und sie verhinderten die Verzahnung mit Braubachstrasse und den nördlicher gelegenen Stadträumen wie auch die Durchlässigkeit zum Main. Die hochfrequentierte nördliche Mainuferstrasse und der Riegel von Wohnbebauung dazwischen waren frühe Planungsentscheidungen, ohne die der bauliche Verbund von Historischem Museum und Schirn gar nicht denkbar wären.

Partielle Rettungsversuche wie die Rekonstruktion der historischen Ostzeile des Römerbergs, der realisierte Fassadenwettbewerb in der Saalgasse oder jetzt die Schleifung des Technischen Rathauses zugunsten einer historisierenden Rekonstruktion dieses Altstadtteils können die Situation nicht wirklich retten, eher den städtebaulichen Wirrwarr noch weiter ins Groteske verzerren. Aus städtebaulich unverträglichen Elementen wird eben kein befriedigendes Ensemble mit eigenem typischem Ausdruck, mit Atmosphäre und Glaubwürdigkeit.

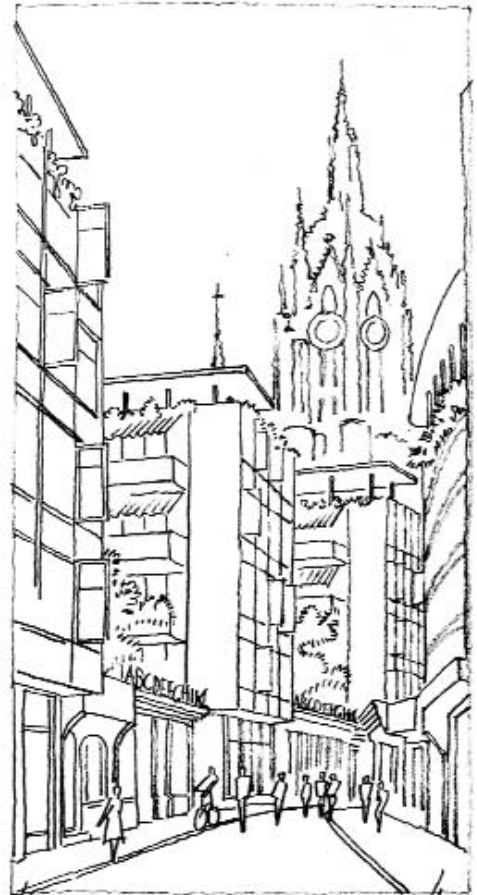
Wie kann es weitergehen?

Ein Weg wäre wohl, endlich einmal hinzunehmen, dass es grundsätzliche Neuplanung hier nicht geben kann und dass das einmal Erreichte Grundlage für Verbesserungen sein muss. Das könnte auch bedeuten, das Technische Rathaus – für sich genommen ein guter Bau mit schlechter Fassade – in Teilen auf

Skizzen zum Wiederaufbau der Bender-Gasse in der Frankfurter Altstadt von Werner Hebebrand – versehen mit dem Kommentar: „Nicht Rekonstruktion sondern Neubau unter Beibehaltung alter Stadtstrukturen.“, 1949, Privatbesitz



Vor der Fassade
Blick aus der Bendergasse auf den St. 49



Wiederbau

die Maßstäblichkeit dieses Zwischenbereiches zurück zu bauen, ihm mit einer leichteren Fassadengestaltungen Sympathien zu verschaffen und mehrere Passagen zur hin Braubachstrasse anzulegen. Man könnte auch prüfen, ob das Technische Rathaus in einer leichteren Version nicht für das Museum der Weltkulturen geeignet wäre, für das ein Gebäude gesucht wird. Das wäre im Sinne des Frankfurter Ehrgeizes, eine Weltmetropole zu sein, kein schlechtes Zeichen.

Die mögliche, aber auch dringend nötige Überbauung des Archäologischen Gartens böte die Chance, mit dem neuen Baukörper gleichzeitig kleinere Straßenzüge und Platzbereiche zu schaffen – wie überhaupt durch phantasievolle Sekundärarchitektur einige der forcierten Unverträglichkeiten (Würfel vor der Schirn, Treppenauf- und Abgänge) und ins Kraut geschossenen Spießigkeiten (Durchgang Technisches Rathaus) korrigiert

werden könnten. Zwischen Schirn und Historischem Museum wäre ein weiterer Durchgang zum Main möglich und neu zu gestalten. Über eine längerfristige Erneuerung der flussparallelen Wohnungsbauzeile an dieser prominenten Stelle wird ohnehin nachzudenken sein. Die immer noch für Durchgangsverkehr missbrauchte Uferstrasse wird früher oder später ein Relikt sein, von dem man sich fragen wird, wie man so etwas je ertragen konnte. Eine Strategie der Optimierung auf der Basis des Bestehenden wäre durchaus denkbar. Städtebau entsteht nicht nur aus großen Würfeln, er ist auch wie eine sich immer weiterspinnende Erzählung, und die Entwicklung des Dom-Römer-Bereich ist ein Teil dieser Geschichte.

Diese Strategie gilt im Grunde auch dann, wenn das Technische Rathaus tatsächlich abgerissen wird. Die Überbauung des dann frei werdenden, erstaunlich weiträumigen Areals steht dann für

die Entwicklung eines Stücks Stadt zur Verfügung, das sich nur in Jahren auffüllen kann. Das ist gut so, denn es gibt die Chance, einen hoch qualifizierten Rahmenplan zu schaffen, der so gut sein muss, dass auch einige rekonstruierte Fachwerkbauten an der richtigen Stelle zu verkraften sein werden. Es gibt eine Reihe von Vorbildern, die zeigen, dass man Urbanität mit heutigen baulichen Mitteln schaffen kann. Hier kommt es auf ein durchsetzungsfähiges Management als Anwalt für Qualität an, sowie auf einvernehmliche Partnerschaften von Bauherr und Architekt in diesem Rahmen. Ein Scarpa oder Schattner, ein Böhm oder Bienefeld setzen wie viele andere Architekten auch Maß-

stäbe im Umgang mit vorhandener und neuer Bausubstanz. Mit dem gerade fertig gestellten ‚Haus am Dom‘ aus dem Frankfurter Büro Jourdan & Müller PAS ist in diesem Sinne unversehens ein vorausweisendes Zeichen zur rechten Zeit aufgetaucht. Kenntnisreich im Umgang mit dem Altbau, mit einfacher Geste im Übergang zum neuen Teil, förderlich für Straßen- und Platzbildung, zurückhaltend gegenüber dem benachbarten Dom, offen und neugierig für die Zukunft, was sich besonders in den überraschenden, geradezu frechen Fenstergrößen und -schnitten äußert. Die Kirche als guter Bauherr und Partner, das gibt Hoffnung.

Abb. rechte Seite: An der Nordseite der Saalgasse entstanden 1987 Stadthäuser in den Proportionen der ehemaligen Altstadt. An den postmodernen Bauten waren folgende Architekten beteiligt: D. Bangert, B. Jansen, S. Scholz und A. Schultes; D. Herms; M. v. Gerkan und V. Marg; Chr. Mäckler; J. Eisele und N. Fritz; D. Unglaub und W. Horvath; N. Berghof, M. Landes und W. Rang; C. Moore; A. Natalini; S. Albrecht, J. Jourdan und B. Müller; P. Fischer, D. Glaser und D. Kretschmer.

Abb. unten: Blickwinkel vom Römerberg aus gesehen.



□ Ulrich von Mende

Ein Herz ja, aber bitte nicht herzig

Städte mit Geschichte, Städte mit gebauter Geschichte leiden besonders unter Kriegseinwirkungen. Wann diese stattfanden, hat hier keine Rolle zu spielen. Jede Zerstörung ist auch ein Verlust von gelebter Zeit mit ihren Erinnerungen, festgemacht an Realitäten des Gegenständlichen. Der Mensch, seines Hauses, seiner Bleibe beraubt, strebt immer wieder schnell nach seinem „behausten“ Zustand. Das war zu sehen im Sommer 1945, das war zu sehen in Kriegen vor der „Haustür“ im Balkan, in Kriegen im Libanon, eigentlich überall.

Städte unseres Kulturkreises haben nach dem Zweiten Weltkrieg unterschiedlich reagiert, wenn es um den Aufbau und manchmal um den Wiederaufbau ging. Warschau verlor sein Herz und baute es, kaum legten sich die Staubwolken, wieder auf. Das stalinistische Russland baute seine eigenen Feudalschlösser der Zaren in Petersburg wieder auf, kaum hatten sie diese vorher mit Artillerie belegt, weil deutsche Generalitäten glaubten, sie hätten hier sicheren Schutz vor russischen Kanonen. Dänzig hatte wenigstens die Kraft, zwei Straßenzüge der Altstadt wieder aufzubauen. In Deutschland sind die Beispiele rarer, Wunden heilten manchmal nur zu langsam. So der Bereich zwischen

Dom und Römer. Jahrzehnte war das Frankfurter Herz eine trümmerbefreite, sandgestampfte Brache, die unserem Wohlstand als Aufbewahrungsplatz diente, vorausgesetzt, es waren Autos. Die Politik bemühte sich mit drei Wettbewerben um eine Bebauung.

Halbherzig wurde Anfang der 1970er Jahre das Technische Rathaus gebaut, eine U-Bahn und eine Tiefgarage, die nach oben sich als „Höckerzone“ darstellte: das konstruktive Skelett für weiterführende Bauten darüber, die es lange nicht geben sollte, weil ein gemeinsamer Wille fehlte, sich das Zentrum der Stadt wieder aufzubauen. Aber wo in Friedenszeiten eine Stadt wie Hamburg sechzig Jahre brauchte, um vom ersten Wettbewerb über viel Gezänk und weitere Wettbewerbe endlich Ende des 19. Jahrhunderts sein uns heute gut bekanntes Rathaus zu beziehen, da sind dreißig Nachkriegsjahre für Frankfurt fast alltägliche Nachlässigkeit im Umgang mit sich selbst.

Erst der Bau der Schirn, der Saalgasse und der Wille Wallmanns, die sogenannte Ostzeile historisch wiederherzustellen, brachte ein baulich geschlossenes Gebiet. Es ist müßig zu streiten, ob



das die beste aller Lösungen ist, denn historisch stimmt hier fast nichts: der Römerberg grenzt zu steil an die Ostzeile, die Schirn will Struktur schaffen und kommt dem Dom doch hart zu nah, die Ausgrabungsreste geben sich als Reste und nicht als wertvolles Kultur- und Baudenkmal. Das Technische Rathaus ist seit seinem Bezug gepflegt worden wie ein Bankert, es müffelt vor sich hin.

Jetzt, da einem mal wieder alles nicht passt, das Technische Rathaus nicht, das Historische Museum nicht, das ganze Auf und Ab der Ebenen nicht, kurz das ganze Areal, jetzt soll alles anders werden. Die politische Stadt steht zwar nicht vor den Trümmern, aber vor den Ergebnissen der eigenen Planungspolitik der 1960er und 1970er Jahre. Da ist abreißen das einfachste, weil – wie die Kriegserfahrung lehrt – dann ein Neubeginn von Grund auf möglich ist. Helfen noch zufällige konjunkturelle Aufschwünge der Gewerbesteuer auf die Sprünge, kann sich politischer Wille nicht verkneifen, in die Vollen zu gehen. Weg mit dem Technische Rathaus, weg mit dem Historischen Museum, weg mit dem und diesem. Ein Wettbewerb mit städtebaulichem Inhalt wird ausgelobt, ein zweiter Realisierungswettbewerb wird zugesagt. Das Ergebnis des ersten zeitigt Bilder, die manche Bürger nerven, weil sie ihre ersehnte Altstadt vermissen lassen. Es wird nachgebessert, es wird debattiert, es wird mit Planungswerkstätten nach Lösungen gesucht. Der BDA schlägt in einem Workshop vor, dass Kleinteiliges, städtebaulich Verträgliches sehr wohl dem Herzen der Altstadt gut tut, einer Altstadt, die es ja außer diesem Quartier gar nicht mehr gibt und so auch, historisch getreu nachgebildet, nicht mehr geben wird. Dem Städtebaubeirat wird nachgerufen, er sei zu zögerlich und unbedeutend in seiner Meinung. Und auch hier lässt sich festmachen, dass gerade der politische Wille nicht mehr will von einem Beirat, als er gerade tätig ist. Da zeigen andere Städte mehr Respekt vor Fachkompetenz.

Das Pferd wurde von hinten aufgezäumt, die Stadtverantwortlichen gingen los, ernteten Kritik und haben dann erst Fragen gestellt, was man wie machen könne. Da waren die Vorgaben des Wettbewerbes zu wenig und für die Bürgerschaft nicht erreichbar, weil sie nicht informiert waren. Ähnlich unglücklich zeigte sich die Politik bei den Themen Großmarkthalle und Kleinmarkthalle. Freunde des historischen Wiederaufbaues gewinnen

nun Gehör und fast Beachtung. Die Politik näherte sich deren Vorstellungen, je näher der Wahltag im Januar 2007 kam. Und schon lange ist nicht mehr die Rede von einem Realisierungswettbewerb. Dafür sollen dann städtische und stadtnahe Gesellschaften das Thema stemmen, was organisatorisch richtig ist, aber finanziell noch lange nicht ausgestanden ist, denkt man an bisher bekannt gewordene Baukosten für das Schatzkästlein Altstadt. Architektenverbände werden als hilflos dargestellt, unfähig zu sein, gebaute Akzeptanz zu schaffen. Sie werden als Sklaven des Betons erachtet, Gemütlichkeit soll deren Zeichenstift führen – und das könnten sie nicht.

Das Selige soll daher in der Rekonstruktion des Alten, der Altstadt liegen. Der Kampf wird, so er einer ist, polemisch, unpräzise, ungebildet und einseitig. Was nicht passt, wird passend gemacht. Was irritieren könnte, wird negiert. Materialisierte Altstadt soll das wiederbringen, was sie psychisch war, der Geist der Heimat soll aus Steinen wieder wachsen. Natürlich lassen sich Häuser originalgetreu wieder aufbauen und rekonstruieren, aber das ist nur eine Möglichkeit. Städte wie Ulm, Nürnberg oder Dresden zeigen, dass auch mit modernen Mitteln eine Stadt ihr Gesicht nicht verlieren muss. Was es dann nicht leichter macht, wenn in ihrem Keller eine moderne Welt Vorgaben macht, die das Historische nur bedingt ermöglichen.

Erstaunlich, wie vehement der Ruf nach historisch getreuem Aufbau ist. Gut, hier zwischen Dom und Römer ist das Herz der Stadt, aber warum haben gerade die, die sich ein historisches Herz wünschen, nicht schon lange darüber Gedanken gemacht, wie die anderen Organe einer Stadt, um im Bild zu bleiben, vernachlässigt wurden wie ein Bahnhofsvorplatz, wie die Hauptwache, wie die Platzfolge Rathenauplatz-Goetheplatz-Rossmarkt, wo nur teilweise endlich begriffen wird, was Stadt ausmacht und wie diese zu pflegen und zu erhalten ist. Man wird die Gedanken nicht los, dass die politische Führung in diesen Punkten konzeptionsarm ist und nur langsam begreift, wie das Bild einer Stadt zu bilden, zu prägen ist, was am Mainufer als Beispiel zur Hoffnung Anlass gibt. Ein Jammer aber, wenn das einzig Seligmachende am Dom-Römerbereich das Historische sein soll. Das erinnert fatal an die altbekannten Sprüche, früher sei alles besser gewesen.

□ Wilhelm Hein Krahn

Neubebauung Altstadt

Aphorismen

Die Mauer

Stadtbesuch mit der Großmutter. Einkäufe, Besuche, zuletzt: eine Brezel vom Brezelbub und ein Stück Fleischwurst an der Schirn. Zum Abschluß durch eine Gasse hinunter zum Main.

Die Rede vom Krönungsweg lässt vergessen, dass die Verbindung von der Braubachstraße zum Main die wichtigere und besonders reizvolle Richtung bedeutete und das Wesen des Viertels stark aus der Nähe zum Fluß lebte.

Heute teilt es da eine Trennmauer in zwei Hälften: die neue Schirn. Eine Illusion, das Altstadtviertel in der alten Atmosphäre wieder auferstehen zu lassen. Planungen in Nord-Süd-Richtung enden als Sackgasse.

Öffnungen im Erdgeschoßbereich der Schirn könnten helfen, allerdings ohne Sichtachsen zum Main.

Die Nutzung

... sollte eigentlich vor allen anderen Überlegungen stehen: die gewünschten kleinteiligen Haustypen haben kleine Flächen und sind nur für wenige Nutzungen geeignet, selbst wenn freitragende Geschosse mit durchgehenden Hartböden Grundrisseinteilungen im Trockenbau erhalten, die leicht zu verändern sind.

Erstaunlich, dass trotz aller Beschränkungen die Nutzung – zumindest öffentlich – nachrangig diskutiert wird. Die Architektur-Diskussion wäre sonst einfacher.

Obergeschosse für Wohnungen mit Balkonen und Terrassen – will man das? Und wer wohnt da? Die Ladenbesitzer? Familien? Singles?

Jeder Fremde besucht den Römerberg. Ein Informationsbedarf ohne Ende.

Kultur in allen Variationen, Wirtschaft, Gesellschaft, Politik, Verkehr – alles könnte dort nachgefragt und beantwortet werden. Nicht nur für Frankfurt, auch für die Region.

Und: ein Drittel der Frankfurter kommen aus dem Ausland. Multikulturelle Spezialitätenlokale würden die internationale Stellung von Frankfurt bewusst machen.

Oder: die Kunstszene Braubachstraße erweitert sich und findet Anschluß an Schirn und Steinernes Haus.

Der Bühnen-Hintergrund

Nach dem Abriss des technischen Rathauses wird es noch deutlicher werden: die Vorgabe der Schirn. Auf Computerdarstellungen sieht man heute bereits: in allen Durchblicken nach Süden ist der Baukörper der Schirn zu erkennen, inzwischen bereits unwiderruflich gedanklich angeknabbert. Falls nicht Maßvorgaben, Strukturen und Materialien der Schirn in die neue Bebauung einfließen, spielen Spielzeughäuschen vor einem gewaltigen Bühnenhintergrund Märchenhaus-Theater.

Reproduktionen

„ (...) man mag auch ein gotisches Zimmer haben, so wie ich es ganz hübsch finde, daß Madame Panckoucke in Paris ein chinesisches hat. Allein, sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter Umgebung auszustaffieren, kann ich gar nicht loben. Es ist immer eine Art Maskerade, die (...) auf den Menschen, der





sich damit befaßt, einen nachteiligen Einfluß haben muß. Denn so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tage (...)"
Johann Wolfgang von Goethe im Gespräch mit Eckermann

Der „Faust“ darf noch aufgeführt werden. Architektur auch?

Die Kunst folgt dem Brote

In Italien und in Holland entstehen zur Zeit komplette Stadtviertel und Kleinstädte samt öffentlichem Raum in historisierendem Stil. Sie werden gebaut, weil sie sich gut verkaufen lassen. Wer hat das zu verantworten: der Bau-Investor oder der Käufer? Der eine baut so, weil er damit Geld verdienen kann und der andere kauft, weil er Sehnsucht nach Geborgenheit und Wärme und nach einer emotionalen Sicherheit hat, die er darin zu finden wähnt.

Und wer lehrt, was „gute“ und „schlechte“ Architektur ist? Die Schule? Die Medien? Wer besucht Architektur-Ausstellungen? Wer die Altstadt kommerziell nutzen will, sagt das ehrlich: „in historischen Gebäuden wird mehr verkauft“. Eine historisierende Altstadt würde sicherlich alle in- und ausländischen Besucher in Entzücken versetzen und die Besucherzahlen in Frankfurt samt allen Auswirkungen hochschnellen lassen.

Könnte sie als Verkaufskulisse aber nicht genau so gut oder besser an beliebiger und weniger geschichtsträchtiger Stelle stehen, mit Erweiterungs-Möglichkeiten und Parkflächen?

Zeit

Der Lebenszyklus Frankfurter Bauten an exponierter Stelle liegt heute bei 40 Jahren und sinkt weiter. Es ist gut möglich, dass die Altstadtbebauung bereits in 20 Jahren wieder in Frage gestellt wird. Warum sollte ein Stadtviertel nicht mit den gleichen wirtschaftlichen Interessen konfrontiert werden wie ein Hochhaus mit noch höheren Entstehungskosten?

Oder, noch wahrscheinlicher: es fehlt einfach bisher der richtige Entwurf.

Die Ulmer haben zum Glück fast 100 Jahre auf Richard Meier gewartet, mehrere Wettbewerbsergebnisse in dieser langen Zeit verworfen, jetzt ist der Münsterplatz vollkommen.

Selbst wenn in Frankfurt ohne weitere Überlegung überhastet gebaut würde, die Suche nach dem richtigen Entwurf sollte fortgesetzt werden.

Was ist schon Zeit?

Blick auf die Anschlussbauten der 'Ostzeile', die durch die Architekten D. Bangert, B. Jansen, S. J. Scholz und A. Schultes mit schmalen Hauszeilen und engen Gassen in Erinnerung an die ehemalige Altstadtbebauung 1983 realisiert wurden.



□ Axel Huth

Altstadt von Frankfurt, Gedanken zur Diskussion über eine Bebauung

Die Altstadt ist ein historischer Ort – unverwechselbar, nicht austauschbar, kein freies Gelände mit offenen Beplanungs – und Bebauungsmöglichkeiten. Ein Ort, der nicht frei verfügbar ist, ein historischer Ort. Die dort vor 1945 gestandenen Gebäude und Plätze, die durch sie geformt waren, sind im Gedächtnis der Stadt Frankfurt eingegraben.

Die Eigentümer, die Bürger der Stadt, hatten keine Möglichkeit, die Gebäude und Orte zu renovieren, sie den Anforderungen einer normalen Entwicklung nach den Sanierungstätigkeiten der Jahre zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg anzupassen. Die letzten der unnötigen Kriegstaten vernichteten im Frühjahr 1945 die Chancen auf eine normale Weiterentwicklung.

Die Bürger bedauerten den Verlust durch das Bombardement, die einen allerdings suchten den Neuanfang nach den Zerstörungen, die anderen wollten die Wiederherstellung. Es blieb strittig, ob das Neue ein Wiederaufbau sein sollte oder ein Neubeginn.

Beide Möglichkeiten wurden in die Tat umgesetzt, Ergänzungen der Ruinen, Anbauten und Umbauten von Bauresten. Abriss

und Neubauten auch für öffentliche Nutzungen, sowohl als Bürobauten als auch als Kulturbauten. Viele Wohngebäude wurden neu erstellt.

Die Ausgrabungsstätte alter römischer Siedlungsreste wurden als offenes Gelände in der Mitte der Altstadt sichtbar gemacht. Sie zeugen von der Länge der Zeit und dem Alter der Altstadtbesiedlung.

Im Zuge der restaurativen Entwicklung heute, genannt auch Retrodesign und dokumentiert an vielen Neubauten im Stil vergangener Jahrhunderte, kann man sehr wohl argumentieren, dass heute erneut eine Chance für den Wiederaufbau der Altstadt gekommen ist.

Ich meine, für einen besonderen Ort sollten auch besondere Baugesetze gelten, die eine Gestaltung mitbestimmen.

Ein Bauwerk wie die Frankfurter historische Altstadt hat ein Recht auf Baugesetze und einen Sonderstatus, die der Baugeschichte und Erinnerung eines großen Teiles der Frankfurter Bürger – alt und auch jung – gerecht werden. Beispiele dafür gibt es in vielen anderen Städten in Deutschland und anderswo bei unseren Nachbarn, auch in solchen Städten, die nicht unter dem Kriegseinfluss gelitten haben.



□ Wolf Dietrich

Die Altstadt und die Zukunft des Technischen Rathauses

Erhaltenswerte Bausubstanz – mit Blick auf die Frankfurter Agenda 21

Mit Bezug auf die Rede von Manfred Sack, vormals Redakteur und Architektur-Kritiker der ZEIT, anlässlich einer Tagung des BDA Bremen im Jahr 1993, zu einem noch heute aktuellen Thema: „Von der Utopie, dem guten Geschmack und der Kultur des Bauherrn“ – oder „Wie entsteht gute Architektur?“

Die zerstörte Altstadt, Wiederaufbau und Gebäude der 60er und 80er Jahre

Die in den 60er Jahren entworfenen und 1972 fertig gestellten Museums- und Verwaltungs-Gebäude standen im Kontrast zu der rekonstruierten Ostzeile und diese wiederum zur postmodernen Kunsthalle Schirn der 80er Jahre.

Die harsche Architekturkritik jener Zeit war wohl auch Anlass, das nicht mehr geliebte Technische Rathaus einer Leasing-Gesellschaft anzutragen. Als es dann nicht mehr der Stadt gehörte, war das zuvor in Fachkreisen hoch gelobte und prämierte Gebäude – wie auch das Museum – nur noch hässlich.

In den 90er Jahren kamen Gutachter zu der festen Überzeugung, dass eine Umnutzung der etwa 20 Jahre alten Bausubstanz nicht möglich bzw. nicht zu empfehlen sei. So setzte sich die Auffassung durch, die noch an der Braubachstraße verbliebenen technischen Ämter auszulagern und die Gebäudegruppe komplett abzutragen. Es sollte durch ein Fünf-Sterne-Hotel ersetzt werden. Glücklicherweise fand das vorgelegte Investoren-Konzept bei den Gremien keine Zustimmung.

Zudem fehlte der Verwaltung ein Konzeption, wie Standorte für expandierende Ämter im Umfeld des Römerbergs auszuwählen seien. Statt dessen folgten die Gremien dem Trend, neue Bürogebäude nicht selber zu planen, zu bauen und zu finanzieren, sondern Büroflächen bei Investoren anzumieten. So mussten – selbst heute noch – betroffene Ämter in angrenzende Stadtteile, etliche sogar an die Peripherie der Stadt umziehen.

Zur aktuellen Situation des Technischen Rathauses

Mit der Entscheidung für das „Haus am Dom“ und noch vor dem Ablauf des Leasingvertrages beschloss das Parlament, den ganzen Bereich zwischen Dom und Ostzeile neu zu gestalten. Der Abbruch von drei Bürotürmen wurde zur Vorgabe für den Wettbewerb im Jahr 2005 und dessen Ergebnis dann als klein parzellierte „Neue Altstadt“ vorgestellt.

Vor dieser Jury-Entscheidung gab es vermutlich keine Varianten, z.B. nur den südlichen Teil der Anlage abzutragen. Der neuen Römer-Koalition schien es wichtiger zu sein, Fakten zu schaffen

und das gesamte Bauvolumen in Bauschutt und Sondermüll zu verwandeln: 20 Tausend Kubikmeter in etwa acht Monaten für geschätzte 7 Millionen EUR.

Es wurde wohl auch nicht hinterfragt, ob diese Entscheidung im Einklang mit den Leitlinien der Frankfurter Agenda 21 stünde; implizieren sie doch nicht nur enorm viel Energie für Abbruch und Transport und deren Kosten, sondern auch ständigen Lärm und Staub für alle dort wohnenden und arbeitenden Menschen. Die gleichen Kriterien bezüglich der Kosten und des Lärm gelten auch für spätere Neubauten und deren Logistik.

Es sei daran erinnert, dass in den späten 90er Jahren gemäß der Rio-Konferenz von 1992 auch in Frankfurt die Leitlinien der Agenda 21 diskutiert, für die hiesige Belange formuliert und schlussendlich im Jahr 2002 von den Gremien so beschlossen wurden.

Wird wohl später nachgefragt – wenn auch der Straßenverkehr durch den Abtransport belastet wird – ob Frankfurt versäumte, die Kriterien der ökonomischen, ökologischen, sozialen und kulturellen Belange für Nachhaltigkeit zu beachten? Oder ist der Abbruch, wie logistisch am ehemaligen Zürichhaus erprobt, bereits zur Gewohnheit geworden?

Unter dem Titel „Der stille Abschied von der Nachkriegszeit“ griff die Frankfurter Rundschau das Thema auf und stellte Baudenkmäler der 50er und 60er Jahre vor.

Durch Abbruch und Neubau gingen bereits viele Spuren des zweiten Weltkrieges und des engagierten Wiederaufbaus der Nachkriegsjahre verloren. Nun werden auch die „historischen Entscheidungen“ der 60er bis 80er Jahre zur Disposition gestellt.

Am Ende würde Frankfurt am Main im besten Sinne des Wortes und ihrer zukünftigen Bewohner kaum die Chance gegeben, noch einmal „Alt-Stadt“ werden zu können.

Viele erhaltenswerte Bauwerke ging schon verloren

Diese Einschätzung bezieht sich vor allem auf stadteigene Gebäude und andere historische Zeitzeugen. Ebenso wichtig für die zukünftige Stadtentwicklung wird sein, wie viel Einfluss die Kommune auf Projekte der neuen Immobilienwirtschaft nehmen kann.

Manfred Sack wies auf den sich symptomatisch geänderten Sprachgebrauch hin und zitierte einen ehemaligen Baseler Kantonsbaumeister: „Aus Boden wurden Grundstücke, Häuser



Abriss des Bezirksbades Sachsenhausen zugunsten einer Senioren-Wohnanlage, 2007, Foto: U. Wenzel



'Reste' des denkmalgeschützten Gebäudeensembles – des ehemaligen Straßenbahndepots in Frankfurt-Sachsenhausen, 2007, Foto: W. Dietrich

wurden zu Liegenschaften, Städtebau zu Investitionsquoten“ und so wurden aus vielen Bauherren Immobilien-Manager.

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Bewertung nach Denkmälern und Zeitzeugen:

- Markante Gebäude am alten Schlachthof, linkes Mainufer gingen spurlos verloren,
- das Hoch-Tief-Denkmal des Baumeisters Egon Eiermann blieb nicht verschont,
- am Westhafen-Ufer sind historische Spuren nicht mehr zu erkennen,
- dem Bereich Großmarkthalle am Osthafen fehlte eine externe Moderation,
- die markante Hauptpost an der Zeil wurden dem „Frankfurt Hoch-4“ geopfert,
- die Runde Ecke der Frankfurter Rundschau war einmal ein Wahrzeichen,
- das vor Jahren freigelegte Basaltpflaster am Mainufer wurde hinweg asphaltiert,
- vom Denkmal Straßenbahn-Depot am Südbahnhof blieben nur Fassaden übrig,
- das benachbarte Textor-Bad wurde bereits auch abgerissen.

Zum Glück blieb die Kleinmarkthalle erhalten; was aber sprach damals für den Abbruch?

Weitere historische Gebäude werden uns noch verloren gehen

Die Gebäude der 70er Jahre – vor der ersten Ölkrise geplant – entsprechen nicht mehr dem verordneten Wärmeschutz. So erhielten viele Hochhäuser bereits neue Fassaden, wobei es möglich war, auch deren Erscheinungsbild dem Zeitgeist anzupassen.

Jetzt werden Hochhäuser wieder beispielhaft und ökonomisch umgenutzt, indem der Rohbau jeweils erhalten bleibt: das Bayerhaus am Turm, das ehemalige US-Konsulat, das Hochhaus Vis-à-Vis der Alten Oper – die Allianz-Baustelle gegenüber der Zeil.

Doch bedroht sind weiterhin:

- Die Grundstücke des Bockenheimer Uni-Campus wurde vom Land zur „Umnutzung“ ausgeschrieben. Sofern noch nicht „entsorgt“, sollten Alternativen verhandelt werden,
- das historische „Kino am Turm“ wurde im Hochhaus-Rahmenplan freigegeben; doch sollten bei einer zugelassener Nachverdichtung historische Spuren erhalten bleiben,
- Zeil und Konstablerwache sollen umgestaltet werden. Dafür müssten die Pavillons zwischen den Zeil-Platanen und das Platanen-Podest nicht beseitigt werden,



Bau-Skelett des Allianz-Gebäudes an der Hauptwache. Architekt F. Heide, 2007, Foto: W. Dietrich



Tectum Tower am südlichen Rand des Rothschildparkes – im Bau. Architekten A. Speer & Partner, 2007, Foto: W. Dietrich

□ nicht nur in Frankfurt werden Kirchen aus den 50er Jahren durch „Positiv-Listen“ bedroht, doch diese prägnanten Bauwerke gehören inzwischen schon zum Stadtbild,

Vorschläge zu alternativen Verfahren bezieht sich auch auf den Dom-Römer-Bereich, da bereits mit dem Museum und dem Technischen Rathaus zweimal für Abbruch entschieden wurde. Die Beschlüsse zu beiden Projekten können immer noch überprüft werden.

Es gehört seit vielen Jahren zur guten Frankfurter Tradition, wichtige Bau-Wettbewerbe international auszuloben, dies mit besten Ergebnissen, besonders für das Museumsufer. Anders bei manchem Städtebau-Wettbewerb, wenn eine Jury – dem Wunsch nach internationaler Beteiligung folgend – sich nicht auf einen erste Preise verständigen konnten. Ursache war meistens, dass auswärtige Planer, mit hiesigen konkurrierend, aus geringer Orts- und Geschichts-Kenntnis über das Ziel hinausplanten. Beispiel dafür waren:

□ Der Ideen-Wettbewerb Eschenheimer Tor-/Schillerstraße im Jahr 1985 sowie,

□ Die Zeil-Neugestaltung im Jahr 2000, deren Ergebnis bis heute ohne Folgen blieb.

Das Historische Museum mit einer zukunftsfähigen Konzeption – ohne Abbruch

Der ganze Betonbau braucht – neben ihrem zeitgemäßen Ausstellungskonzept – eigentlich nur eine zweite Fassade: 1. für die

sorgfältige Einbindung in das historische Umfeld, 2. zur Vergrößerung der Ausstellungsflächen und 3. zur intelligenten Verknüpfung mit den angrenzenden historischen Gebäuden des Museums. – Diese Erörterung sollte aber bei anderen Gelegenheiten weitergeführt werden.

Das Technische Rathaus – mit nachhaltiger Zukunft des Bestandes

Im Hinblick auf die noch nicht ermittelten bautechnischen Folgen eines Abbruchs und eines noch fehlenden Gesamtkonzeptes für die zukünftigen Nutzungen im historischen Zentrum der Stadt, der alten Mitte sowie deren Realisierung, sollten bisher vorliegende Teilergebnisse noch einmal zurückgestellt bzw. überarbeitet werden.

Wenn sich die städtischen Planer beim Abbruch auf die südlichen Bauteile beschränken würden, so ließe sich auch die KSP-Konzeption in ihren wichtigsten Teilen realisieren.

Die beiden Türme an der Braubachstraße gehören seit 35 Jahren ebenso zur markanten Stadt-Silhouette, wie die Schirn mit dem Langhaus und ihrer Rotunde seit 21 Jahren. Nicht zuletzt der Blick vom südlichen Mainufer, aber auch die Einblicke in die Braubachstraße und das Umfeld des Domes bilden den Maßstab, den Charakter der „Neuen Altstadt“.

Eine Umnutzung mit Modernisierung setzt eine „intelligente Fassade“ voraus, in die auch Sockel- und Traufen-Bereiche der Gebäude an der Braubachstraße einbezogen werden könnten. Nach einem Fassadenwettbewerb sollte wieder über

Kostenreduzierung und zeitgemäße Nutzungen für das Thürwächter-Bauwerk beraten werden; dies auch unter dem Aspekt, dass weiterhin ein großer Flächenbedarf für kulturelle Projekte besteht, nicht zuletzt mit Standorten für das Museum der Weltkulturen und ein Gästehaus der Stadt.

Das Ergebnis des BDA-Workshops vom Mai 2006 zur „Rekonstruktion“ von Gründerzeit-Fassaden an der Braubachstraße erscheint nicht ganz überzeugend. Wichtiger erscheint die Beachtung der Maßstäblichkeit großer Nachbargebäude. Schirn, „Haus am Dom“ und Technisches Rathaus wären gemeinsam die Beispiele für „Neue Stadtgeschichte“.

Abschließendes Statement für eine Planungskultur im Sinne von Manfred Sack

Bei der Stadtentwicklung dürfte es nicht darum gehen, ob dem einen etwas gefällt, dem anderen nicht, und ob erlernte Vor-

urteile beibehalten werden. Überzeugend ist nur die Frage, wie wir unsere Stadt den Nachkommenden, der Generation unserer Enkel, übergeben werden. Dazu gehört sehr einfach, dass die Architekturen der Nachkriegszeit als Zeichen und Symbol der neu erprobten Demokratie ebenso wichtige Zeitzeugen sind, wie die geschätzten Stadthäuser und Paläste der vordemokratischen Kaiserzeit.

Ein zweites Argument ist die Konsolidierung der Finanzen. Mit Bezug auf die Leitsätze der Agenda 21 sollten in zukünftigen Haushaltsplänen beispielhaft acht- bis neunstellige EUR-Beträge eingespart werden können.

Das dritte Argument besagt, die Altstadt und die ganze Innenstadt sollten von großen Baustellen mit langer Laufzeit, ihren Störungen und Belastungen weitestgehend verschont werden und funktionsfähig bleiben. Von den Touristen mal ganz abgesehen.



Ein Ort langer Planungsgeschichte

Öffentliche Nutzung besser als Wohnnutzung

Hans-Reiner Müller-Raemisch ist ein profunder Kenner von Frankfurt am Main und seiner Planungsgeschichte seit 1945. Er war als Leiter des Stadtplanungsamtes und Leiter des Fachbereiches Gesamtplanung eng mit der Diskussion zur baulichen Entwicklung des Stadtkernes von Frankfurt verbunden.

In seinem Buch „Frankfurt am Main, Stadtentwicklung und Planungsgeschichte seit 1945“ hat er kenntnisreich und fundiert unter anderem die Planungsgeschichte zur baulichen Entwicklung der ehemaligen Altstadt nachgezeichnet und die Ausgangssituation, die unterschiedlichen Planungen der Stadt und freier Architekten sowie die Anforderungen und Ergebnisse mehrerer städtebaulicher Wettbewerbe, auch vor dem Hintergrund wechselnder Architekturauffassungen und Planungs-ideologien beschrieben.

Herr Müller-Raemisch, kommen Ihnen aus der Betrachtung der jahrzehntelangen Planungsgeschichte zum Bereich Dom-Römerberg die derzeitigen Diskussionen und dabei verwendeten Argumente bekannt vor?

Ja, ich kam schon als Student zum ersten Mal damit in Berührung. Mein Dresdner Entwurfslehrer Professor Karl Wilhelm Ochs hatte sich einer Gruppe von Architekten und Geisteswissenschaftlern angeschlossen, die heftig gegen den Wiederaufbau des Goethehauses protestierten. Ihr Argument war, dass man nicht so tun dürfe, als sei das Goethehaus durch irgendeinen Zufall untergegangen, sondern eben durch die historische Schuld des Krieges, womit sich ein sofortiger und originalgetreuer Aufbau von selbst verbiete. Diese sicherlich etwas extreme Denkweise ließ sich natürlich in der folgenden Wirtschaftswunderzeit nicht durchhalten. Wenn man heute über Wiederaufbau von im Kriege untergegangenen Bauten spricht, sollte man aber solche Gedanken nicht ganz außer acht lassen. In der Zeit zwischen 1950 und 1979 folgten immer wieder Auseinandersetzungen zwischen Rekonstruktionsgegnern und -Befürwortern.

Diese Auseinandersetzungen wurden besonders in der Anfangsphase mit großer Heftigkeit geführt, die auch vor persönlichen Verunglimpfungen nicht Halt machte. Besonders der Oberbürgermeister und sein Denkmalpfleger lieferten sich heftige Kontroversen.

Aber der Gegensatz historisch/modern wird auch nicht auflösen sein. Es handelt sich um ideologische Grundsatzfragen: Die „Modernen“ sehen das Bauen mehr als optisch-bildnerisches Problem, die „Historiker“ gehen mehr von der literarisch-narrativen Seite an die Aufgabe heran. Man könnte, um einen Gedanken Walter Benjamins¹ fortzuführen, von den optischen, wozu Architekten ausgebildet und sensibilisiert sein sollten, und den taktil wahrnehmenden Typen sprechen, die eben Architektur durch „zerstreute Gewohnheit“ aufnehmen und sich

unbehaglich fühlen, wenn der Gegenstand der Gewohnheit sich wandelt. Die Ersteren sehen sich als die Fachleute, die anderen befinden sich scheinbar meist in der Mehrheit. Die Politik neigt dann eher den vermeintlichen Mehrheiten zu, was wahltaktisch verständlich ist, aber nicht notwendigerweise mit echter Verantwortlichkeit zu tun hat.

Nach wie vor bestehen Überlegungen, die ehemalige Altstadt, so wie sie in den Bombennächten 1944 zerstört wurde, ganz oder teilweise originalgetreu wiederaufzubauen. Was ist Ihre Auffassung zu diesen Absichten?

Also, – das wäre für mich ein Sakrileg und eine völlige Unmöglichkeit, wirklich ein „Fake“. Es gibt dafür kein deutsches Wort, was so genau Nachahmung, Täuschung und Betrugerei auf den Punkt bringt. Es muss ein Fake sein, auf einer dreigeschossigen Tiefgarage nochmals eine historische Altstadt errichten zu wollen. Abgesehen von allen technischen Schwierigkeiten sind die historische und natürlich auch die bauliche Kompetenz nicht mehr herzustellen. Es wäre die „Aura“ des ganzen Stadtteiles verschwunden und es wäre eine Fälschung. Es würde niemanden befriedigen, der offenen Sinnes und mit einigen Möglichkeiten des Vergleichens durch dieses Stadtviertel ginge. Er würde es als eine sehr, sehr billige Veranstaltung für Touristen erkennen, die etwa in der Art von Disneyland oder von Las Vegas dort entstünde. Man darf es nicht machen.

Sie benennen im Vorwort zu Ihrem Buch „Frankfurt am Main, Stadtentwicklung und Planungsgeschichte seit 1945“ die letzte Bebauung zwischen Dom und Römerberg 1980 als eigentlichen „Schlussstein des Wiederaufbaues“. Wie beurteilen Sie rückblickend auf die lange Planungsgeschichte dieses Ortes, die heutige bauliche Ausgangssituation für die Diskussion zum Dom-Römerberg?

Für mich ist die bauliche Situation, wie sie jetzt steht, der eigentliche Schlussstein geblieben. Ich empfinde das ganze städtebauliche Ensemble, wie es jetzt zwischen Dom und Römerberg steht, als einen ehrlichen Spiegel der Architektur- und Stadtgeschichte der alle Entwicklungen der letzten 50 Jahre eindeutig zeigt und damit Zeuge einer lebendig gewachsenen Stadt ist, die man auch als Historie anerkennen muss. Es stehen an der Nordseite des Römerbergs die gut gemeinten, aber etwas unbeholfenen Versuche der 50er und 60er Jahre, sich der Vergangenheit anzupassen. Es gibt die Zeugen eines New Brutalism im Historischen Museum und teilweise auch im Technischen Rathaus und es gibt die Postmoderne in der Kulturschirn mit der „zitierenden“ Ostzeile.

Ich sehe auch den Raum zwischen Dom, dem Technischen Rathaus und der Schirn als ein durchaus gelungenes städtebauliches



Abb. oben: Rotunde der Ausstellungshalle Schirn. Im Zusammenhang mit dem geplanten Abriss des benachbarten Technischen Rathauses schlug der Architekt Chr. Mäckler kürzlich vor, auch die Rotunde der Schirn abzureißen, um so den historische Krönungsweg zwischen Römerberg und Dom wieder mit Gebäuden einfassen zu können.



Gesamtwerk. Man kann sich über Architektur im Einzelnen wahrscheinlich streiten. – Sicher wäre es besser gewesen wenn, wie die Architekten und Stadtplaner es auch wollten, das Technische Rathaus gegenüber dem Dom 2 bis 3 Geschosse niedriger wäre, wenn die Eingangshalle hierzu ein großer öffentlicher Raum geblieben wäre, und es fehlt noch immer der von Architekt Bangert vorgesehene nördliche Abschluss des Platzes mit einer Kolonnade, die den Raum nochmals richtig gefasst hätte. Aber in dem Verhältnis der Baumassen von Dom, Schirn, (einschließlich Rotunde und „Tisch“) und dem Technischem Rathaus sehe ich einen spannungsvollen Bezug und empfinde die Räume als eine angemessene und erhaltenswerte Komposition.

Dreh- und Angelpunkt der Diskussion ist immer wieder der vorgesehene Abbruch des Technischen Rathauses. Die Auffassungen zur Qualität dieses Gebäudes sind dabei sehr gegensätzlich. Während der Bund Deutscher Architekten BDA das Gebäude 1977 in seinem Buch „Bauen in Frankfurt“ noch wertschätzte, wird es heute auch in Architektenkreisen heftig kritisiert.

Wie bewerten Sie die architektonische Qualität dieses Hauses? Halten Sie die Forderung nach einem Abbruch für begründbar?

Ich meine, man muss die Bauten danach beurteilen, in welcher Zeit sie entstanden sind. Und für das Baujahr des Technischen Rathauses um 1970 war das eben die Sprache unserer seinerzeitigen Architektur, die hier gesprochen und, ich meine, gut gesprochen wurde. Ich sagte schon, ich hätte mir das Gebäude gerne etwas niedriger vorgestellt, dies ging damals wegen der politischen Beschusslage nicht. Den Bau selbst halte ich in seiner Grundkonzeption für richtig. Man kann sich sicher streiten, ob das Fassadenmaterial besonders im heutigen Erhaltungszustand noch annehmbar ist. Eine gründlichen Sanierung einschließlich der Asbestbeseitigung wäre mit überschaubaren Kosten verbunden, – und man muss dafür nicht zwei- bis dreistellige Millionenbeträge in die Hand nehmen.

Ich bin ferner der Meinung, dass in 20 Jahren das Urteil über diesen Baustil und damit auch über dieses Haus sich revidiert haben wird. Vielleicht kommt nach der Zeit der Natursteinfetischisten auch wieder ein neues Betonzeitalter.

In der augenblicklichen Diskussion ist immer die Rede von einem „kleinteiligen“ Nutzungsmix. Mit dem neuen Magistratsbeschluss zur Neubebauung des Areals Dom-Römerberg wird eine Mischung aus Wohnen, Läden und Gastronomie gefordert, dessen „Feinkörnigkeit“ durch einen Fassaden- und Nutzungswechsel nach jeweils acht bis zehn Metern festgelegt wird. Zusätzlich sind in untergeordnetem Maße Büronutzung, Kultureinrichtungen und ein Hotel geplant.

Ist aus Ihrer Sicht diese Mischung die richtige Antwort auf die offene Frage nach der künftigen Nutzung?

Wie ich sie aus dem Magistratsbeschluss lese, ist sie eher Planungsromantik als realisierbare Möglichkeit. Sie müssen bedenken, dass auf den kleinteiligen Grundstücken, wie sie der Magistrat offenbar zu einer Wiederbebauung vorsieht, kein vernünftiges Wohnen möglich ist. Die Grundstücke sind vielleicht 5-6 Meter breit und an die 20 Meter tief; die meisten sind rechts und links durch die Nachbarn völlig abgeschottet von Licht und Luft. An den beiden noch möglichen Seiten für eine Tagesbelichtung, sind sie durch sehr enge Gassen in der Belichtung und damit in der Nutzung deutlich eingeschränkt. Dazu kommen dann noch diese 4-5 Geschosse, die ein Einzelhaus hat und über die sich der Bewohner dann dauernd bewegen muss. Ich meine, dass sowohl der BDA-Workshop als auch jetzt die Versuche der Studenten von Professor Mäckler gezeigt haben, dass eine Wohnbebauung nicht möglich ist.

Die Bebauung der Saalgasse ist für meine These ein Beispiel: Obwohl von hervorragenden Architekten als Wohnbebauung entworfen, wohnt da kaum noch jemand.

Ich halte es daher nicht für möglich, im Planungsgebiet eine einigermaßen funktionierende Wohnbebauung zu erstellen, – vor allem bei Preisen, wie sie jetzt angenommen werden, von 5.000-6.000 EUR/qm Wohnfläche und aus dem historischen Grundstück sich zwangsweise ergebenden 400 bis 500 qm Hausfläche.

Die geforderte kleinteilige Nutzungsmischung erschwert das noch. Es kann nicht funktionieren, weil es einen solchen kleinteiligen Mix nur in einer sehr romantischen Spitzweg-Vorstellung, nicht aber in der Wirklichkeit geben wird. Solche kleine Tante-Emma-Läden und Gastronomien, wie sie auf kleinste Grundstücken passen, werden nicht funktionsfähig sein. Außer Souvenir-Shops und Fritten-Buden hat dort nichts mehr Platz. Hinzu kommt die Belästigung für die neuen Bewohner.

Grundsätzlich glaube ich, dass dort eine weitere Wohnbebauung die Struktur der Stadt nicht verbessert. Es gibt bereits eine erhebliche Zahl von Wohnungen in der Innenstadt. Die neu vorgesehenen 150 Wohnungen werden die erwünschte Urbanität auch nicht erzeugen können.

Ich meine daher, dass an Stelle der Wohnnutzung auch über eine öffentliche Nutzung nachgedacht werden müsste, die schon seit dem Wettbewerb 1963 als zwingend gegenüber einer reinen Wohnbebauung angesehen wurde und von vielen heute noch wird.

Herr Müller-Raemisch, in der Diskussion stehen auch die Überlegungen, den historischen Stadtgrundriss als Basis für eine neue bauliche Entwicklung anzusehen. Sehen Sie darin einen Planungsansatz, der weiter verfolgt werden sollte?

„Ja“, aber unter dem vorher gesagten, dass der Stadtgrundriss wenigsten soweit abgewandelt wird, dass man darin auch ein Wohn- oder öffentliche Nutzung unterbringen könnte. Mit den derzeit vorgesehenen engen Gassen halte ich, eine Wohnbebauung nach wie vor nicht für möglich. Es gab schon 1950, als die ersten drei Entwürfe für den Wiederaufbau der Altstadt vorlagen, neben dem der Stadtverwaltung und dem freier Architekten einen weiteren Plan der „Tätigen Altstadtfreunde“ mit Fried Lübbecke und dem Architekten H. K. Zimmermann, der sich bemühte, den allgemeinen Stadtgrundriss nachzuzeichnen. Die Architekten nahmen aber entsprechende Erweiterungen der Gassen und Straßen vor und schnitten die Grundstücke völlig neu, weil ihnen klar war, dass man auf dem alten Stadtgrundriss keine Bebauung hinkriegt. Ich meine, man sollte diese Arbeit ernst nehmen, die durchaus davon ausgeht, dass eine Erinnerung an den alten Stadtgrundriss wünschenswert wäre. Aber dieser war eben soweit revidiert, dass man darauf eine vernünftige Wohnbebauung machen kann.

Im Übrigen habe ich schon gesagt, dass ich mir gut eine öffentliche Nutzung vorstellen könnte, die natürlich kleinteilig sein muss, wie sie auch in dem preisgekrönten Wettbewerbsentwurf von 1963 der Architekten Bartsch, Thürwächter und Weber vorgeschlagen wurde. Diese könnte durchaus an Räume und Umrisse einer alten Bebauung erinnern. Es war schon beim Wettbewerb 1963 von einer Ausstellungshalle „Frankfurt und die Welt“ die Rede. So, oder auch durch das Museum der Weltkulturen könnte durchaus eine Beziehung zwischen dem alten Frankfurt und unserer globalen Welt hergestellt werden.

Rückblickend auf die schier endlose Planungsgeschichte dieses Ortes: Welche Empfehlungen geben Sie den Planungsteams mit auf den Weg, um zeitnah eine Konzeption für eine nachhaltige Bebauungsform zu erarbeiten?

Das ist natürlich bei der derzeitigen Beschlusslage sehr schwierig, das „Kind ist schon fast in den Brunnen gefallen“. Und auch die vorgesehene Rekonstruktion von 6-7 Einzelbauten (unter 45 anderen) wird eher den Charakter eines Raritätenkabinetts hervorrufen als die Erinnerung an eine untergegangene Altstadt. Wenn man die wunderbaren Fotos des Vergangenen betrachtet, wird die Rekonstruktion einiger unzusammenhängender Einzelbauten eher wie eine Beleidigung als wie eine Huldigung der Altstadt wirken.

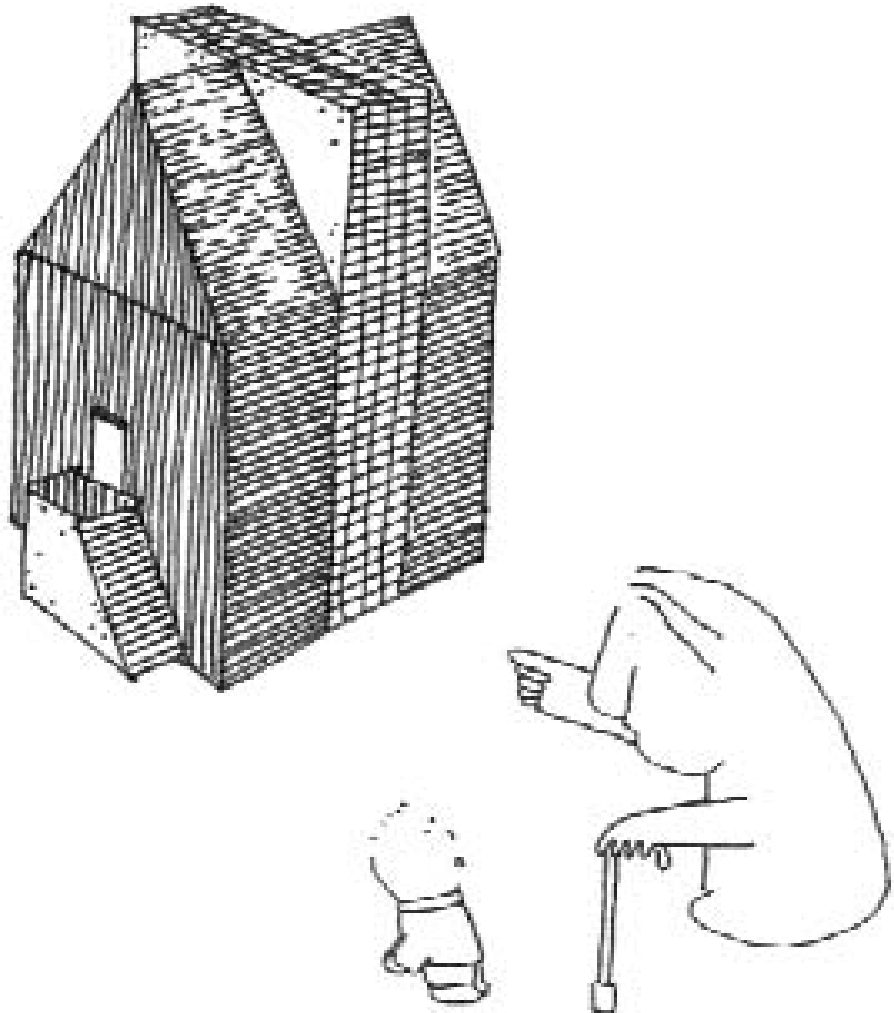
Unter Betrachtung von all dem, was ich hierzu gesagt habe, glaube ich, dass eine Bebauung für eine öffentliche Nutzung viel, viel sinnvoller und besser wäre als die angestrebte überwiegende Wohnnutzung. Dass man auch mit öffentlichen Bauten und mit Großbauten eine vernünftige Bauform wiederherstellen kann, zeigt z. B. der Neu-Aufbau der Ulmer Altstadt. Dort sind zunächst prägend die Großbauten von Richard Meier und von Stefan Braunfels, die Sparkasse, Stadthaus und andere öffentliche Nutzungen umfassen und die durchaus einfühlsam und empfindsam mit der alten Situation umgehen. Zugleich wurde dort die Erinnerung an Vergangenes in eine heutige Formsprache übersetzt und meines Erachtens so überzeugend dargestellt, wie sie durch eine bloße Kopie des Untergegangenen niemals erreicht werden könnte.

Mein Fazit: – Ich wäre für eine öffentliche Nutzung in einer guten, modernen und einfühlsamen Architektur.

Vielen Dank, Herr Müller-Raemisch, für dieses Gespräch.

Das Gespräch führte Gregor Fröhlich.

Römerberg – ein Aufruf



J. S. Bielicki © 2007

Die Stadt Frankfurt vertreten durch Frau Roth, bzw. Frau Roth vertreten durch die Stadt Frankfurt wollen bauen. Toll. Sie möchten, dass es gut wird. Auch toll. Und sie wollen nichts falsch machen, sie wollen es richtig machen. Hierbei wird es schwierig, denn was ist falsch und was ist richtig? Darum wird seit längerer Zeit unter den Beteiligten gestritten, betroffene Bürger bleiben von der Diskussion fern, denn es betrifft sie nicht – vermeintlich nicht. Wen betrifft es denn? Die, für die es sich rechnen soll? Zählt nur noch etwas, wenn es sich rechnet? Dann braucht man uns, Architekten und Stadtplaner, für diese Aufgabe nicht, dann reicht es, Betriebswirte und Kaufleute nach ihrer Meinung zu fragen. Oder japanische Touristen, die ihr Wohlgefallen an restaurierten Fachwerkhäusern äußern. Falls sich jedoch die Architektur in Deutschland nicht ausschließlich nach dem Gusto japanischer Touristen richten soll, wonach soll sie sich

dann orientieren? Nach der Geschichte? Dann wäre es eine sich selbst reproduzierende Geschichte, die keine Zukunft mehr kennt. Und hier liegt der Hund begraben, den man rasch findet, wenn alle ihre Köpfe in den Sand stecken. Das Problem der Architektur und der Stadtplanung, nicht nur in Frankfurt, sondern im ganzen Land und darüber hinaus, und nicht nur der Architektur und der Stadtplanung, ist eine bisher nie gekannte totale Historisierung des Lebens, das keine andere Zukunft mehr kennt, als nur eine rückwärts gewandte, also keine eigentliche Zukunft, die etwas Neues, nicht durch das Vergangene bedingtes, enthielte, sondern eine Vergangenheit als Geschichte und eine gedoppelte Vergangenheit, die man Zukunft nennt, die jedoch keine Zukunft ist, sondern lediglich eine abgewandelte Historie. Aber alle Kunst, auch Architektur, lebt von der Hoffnung, daß es möglich wäre, Neues zu kreieren, und Kreativität ist eine nur

dem Menschen und Gott (falls es ihn gibt) eigene Fähigkeit, etwas Neues nicht nur aus dem Vorhandenen, sondern auch aus dem Nichts zu erschaffen. Und auch, wenn es sich nicht rechnet, so ist des Menschen Dasein Neues zu erschaffen, und ohne kreativ sein zu dürfen, wird er verrückt oder bringt sich oder andere oder sich und andere um. Ob das, was der Mensch tut, Neues enthält, stellen wir an der Authentizität seines Tuns fest, ob es ein Vorgaukeln des Neuen oder ob es tatsächlich echt ist. Das ist der Unterschied zwischen Werbung und Kunst, zwischen bloßem Bauen und Architektur.

Und gerade die Stadt Frankfurt ist eine, die einem sonst nichts vorgaukelt, Frankfurt „is almost alright“, Frankfurt hat keinen Charakter, sie ist eine Hure, die jedem zu gefallen versucht, der sie bezahlen oder auch dem, der sie nicht bezahlen kann, sie ist eine insbesondere dem Fremden großzügige, extrem soziale Stadt, nicht weil sie den Fremden umgarnt oder sich ihm gleich zuwendet, sondern weil sie für jeden zugänglich ist, da sich

hier der Fremde nicht fremd fühlt, weil diese Stadt jedem sein eigenes Gesicht widerspiegelt, da sie selbst keins hat, so daß jeder diese Stadt seine eigene nennen darf. Anders als z. B. das mondäne München, das eitle Düsseldorf, das emsige Stuttgart, das provinzielle Mainz, das aufgeplusterte Wiesbaden, das schmallende Darmstadt, ist Frankfurt jedem zu Willen, zu jedem ist sie anders. Eigentlich ist sie ein Raum an der Kreuzung zwischen zwei großen Autobahnen, Nord-Süd und Ost-West, mit Häusern und Straßen dazwischen, vor allem Häusern, in denen es sich rechnet. Sie war und ist die Stadt der Pfeffersäcke, die seit eh und je alles Beständige mit ihren Pfeffermühlen zermahlte, wie Königsbergs Kant, nur erfolgreicher. Also schafft bloß keine Harmonie, denn Harmonie bedeutet, daß nicht kommuniziert wird, und alles was lebt ist widersprüchlich, und alles was lebt, macht Dreck und Unordnung (außer natürlich die Putzfrauen). Zeigt also, daß Ihr noch lebt, macht etwas Neues, macht Dreck und Unordnung!

Der Bau eines Erweiterungstraktes für das historische Museum des Architekten R. Schanty in Zusammenarbeit mit dem Frankfurter Hochbauamt wurde 1972 abgeschlossen. Im Zusammenhang mit der Neubebauung des Römerberg und Domberg-Areals wurde auch sein Abriss inzwischen beschlossen.

Bei dem vom Magistrat der Stadt Frankfurt ausgelobtem Realisierungswettbewerb für den Neubau des Historischen Museums wurde 2008 dem Büro Lederer + Ragnarsdóttir + Oei der 1. Preis zugesprochen.



Römerberg in Frankfurt am Main

Als die Stadt Kassel – die Stadt, in der ich seit langem lebe – Anfang der 1990er Jahre vor der Aufgabe stand, die im Kriege völlig zerstörte und seitdem nur als Park- und Kirmesplatz genutzte Fläche der Unterneustadt wieder zu bebauen, wählte sie die Orientierung am alten Stadtgrundriss und kleinteilige Parzellierung: Schmale Straßen sollten entstehen, mit möglichst vielfältigen einzelnen Häusern von möglichst verschiedenen Bauherren bebaut, vornehmlich Wohnen, aber auch mit Läden, Büros und Gaststätten. Der Wiederaufbau Kassels der 1950er und 60er Jahre hatte sich von der Struktur der früheren Stadt völlig gelöst und eine seinerzeit moderne Lösung gewählt, die den heutigen Erwartungen an eine städtische Bebauung nur noch teilweise genügt. Daher hat die Stadt für den letzten Schritt des Wiederaufbaus das seinerzeitige Konzept grundlegend korrigiert, eine kritische Rekonstruktion angestrebt und diese auch zu einem großen Teil umgesetzt. Für eine archäologische Rekonstruktion gab es keinen Anhaltspunkt – außer Resten von Fundamenten, die als Bodendenkmal geschützt wurden –, so dass eine Diskussion über die Nachbildung verlorener Gebäude oder auch nur Fassaden gar nicht erst geführt worden ist.

Innerhalb von 10 Jahren wurde die Planung nahezu umgesetzt und es füllte sich das historische Straßenraster mit modernen Gebäuden. Wenn auch die Qualität der Häuser nicht allen Erwartungen genügen kann und für Kleinteiligkeit nicht überall Investoren und Nutzer zu gewinnen waren, bildet doch dieses Stadtquartier einen positiven Kontrast zu den Resultaten des Wiederaufbaus ohne Rücksicht auf die Geschichte der Stadt. Die Unterneustadt in Kassel bietet damit ein Beispiel, dass auch 60 Jahre nach der Zerstörung Rekonstruktion von Stadtgrundriss und Parzellierung ein stadtplanerisch sinnvoller Ansatz ist, sowohl in Bezug auf die Stadtgestalt wie auch im Hinblick auf die Nutzung. Allerdings war und ist die Suche nach Investoren und Nutzern kein Selbstläufer, sondern bedarf intensiver Betreuung.

Dieses nach meiner Einschätzung gelungene Beispiel für Rekonstruktion ist sicher nur eingeschränkt übertragbar auf das Areal der Frankfurter Altstadt, um dessen Gestaltung nicht nur jetzt eine intensive bürgerschaftliche, kommunalpolitische und stadtplanerische Diskussion läuft, sondern das ja auch schon mehrere Phasen des Wiederaufbaus erlebt hat. Die heutige städtebauliche Gestalt ist nicht das Ergebnis einer Naturkatastrophe; sie legt vielmehr Zeugnis ab von den sich schnell wandelnden Auffassungen über das baukulturell Schöne und Nützliche. Wo nimmt unsere Zunft wenn nicht die Gewissheit, so doch wenigstens die Hoffnung her, die Gestaltungsentscheidung heute sei dauerhafter und überzeugender als die vielen, die dann doch keinen Bestand hatten? Eine – allerdings nicht ernst gemeinte – Lösung könnte also darin bestehen, dieses Gelände mit all seinen Gebäuden und Nutzungen als ein Museum für die vielfältigen Phasen des Wiederaufbaus zu konservieren: den Römer und die Paulskirche als Wiederaufbau aus und mit den Trümmern, dazu

der bescheidene Wiederaufbau einer Zeile am Römerberg in alten Dimensionen mit neuen Elementen als Zeugnis der Baukultur der 1950er Jahre, das Technische Rathaus und die U-Bahn als Beispiele monumentaler Architektur der 1970er/80er Jahre, die Schirn als Hoffnung der Erlösung durch die Moderne und kulturelle Nutzung, die Ostzeile als Exempel des Fassadismus. Wäre eine solche „Ausstellung zu Planungs- und Bauchaotik“, die ein Schaustück mangelnder Rücksichtnahme präsentiert, nicht eine ähnliche Touristenattraktion, wie eine rekonstruierte Fachwerkstadt mit engen Gäßchen und kleinen Lädchen?

Nun ist das Gebiet zwischen Römer und Dom nicht nur ein Schauplatz gestalterischer (Fehl-) Entscheidungen und nicht nur ein verlorenes Fachwerkquartier im Zentrum einer Großstadt. Es ist vielmehr ein Ort der Geschichte von europäischer Rang: der Ort der Wahl und Krönung der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation über Jahrhunderte. Von den Orten mit einer je besonderen Rolle, Römer und Dom, Krönungsweg und Römerberg, ist der Krönungsweg am wenigsten erlebbar und vorzeigbar, denn er war eine schmale Gasse durch die enge Altstadt, keine Achse mit Sichtverbindung und ist heute gänzlich konturlos.

Einiges theoretisch Mögliche steht überhaupt nicht (mehr) zur Debatte, wie etwa der völlige Abriss der Gebäude zwischen Dom und Römer mit Neubebauung, entweder mit heutigen Architekturkonzepten oder als originalgetreue Rekonstruktion eines (welches?) früheren Zustandes. Für eine Restaurierung früherer Bebauung fehlen Reste in ausreichender Qualität und Quantität, wie sie etwa für den Römer oder auch die Paulskirche zur Verfügung standen. Gleiches gilt für eine „Narbenarchitektur“, die in neuen Gebäuden die Spuren der Zerstörung sichtbar macht. Was kurz nach dem Zweiten Weltkrieg überzeugend und auch möglich war, ist es heute nicht mehr. Es bleibt also die Frage, welche Lösung mit der Geschichte des Ortes, mit dem heute vorhandenen Bestand, mit den Erwartungen der Frankfurter an die Baukultur ihrer Stadt, mit der Aufgabe eines urbanen Zentrums verträglich sein könnte.

Da wir den großen Wurf, der alle überzeugt und alle Probleme löst, nicht erwarten können, sollte die Planung möglichst vielfältige Beiträge anstreben, deren unterschiedliche Qualität sich gegenseitig stützt. Da wesentliche Teile des Gebiets schon kleinere Parzellen aufweisen und die vorhandene Bebauung in ihrer Höhe begrenzt ist, hat man Orientierungspunkte für die weitere Bebauung, die zudem den alten Stadtgrundriss dort nachzeichnen sollte, wo unbebaute Flächen es nahe legen. Rekonstruktion der Dichte der Altstadt scheint mir sowohl der Geschichte des Ortes wie seiner heutigen urbanen Funktion und angesichts des Bestandes angemessen.

Weniger überzeugt bin ich von all den Ansätzen, die diese Rekonstruktion der Dichte verbinden wollen, mit musealen Elementen.



Elisabeth-Selbert-Anlage, Kasseler Unterneustadt, Foto: Eckhard Jochum/PEG-Kassel/2007

Wenn man dieses oder jenes ehemals noch so schöne Fachwerkhaus den alten Vorlagen mit neuen Materialien und Funktionen nachbaut, so erhält man nicht einmal ein Denkmal. Und wer sollte der Adressat solcher, zwischen zeitgenössischer Häuser verteilten „Modelle“ sein: die alte Frankfurterin, die sich noch erinnert, der Tourist, der das Foto der Altstadt mit dem heutigen Zustand vergleicht, die heutigen Stadtbewohner, denen eine größere Fassaden-Vielfalt geboten wird? Was sagt eine solche Kunstwelt innerhalb einer realen Stadt über unsere Zunft und ihres Beitrags zur Baukultur in Frankfurt aus? Es ist, fürchte ich, nichts Schmeichelhaftes.

Meine Vorstellung geht also dahin, den Bestand, die Zeugnisse auch der Nachkriegsjahre zu belassen, wohl aber das Technische Rathaus zu opfern: Ungeachtet all' seiner Qualitäten, sprengt es doch allzu sehr den Maßstab und bietet dem Fußgänger unwirtliche Situationen, so dass die aufwändige Sanierung, die ja anstünde, ohne Nutzen für das Stadtquartier bliebe. Sein Abriss sollte aber die Ausnahme bleiben. Die Neubebauung sollte

möglichst am alten Stadtgrundriss orientiert sein – er bietet Rückverankerung in die Geschichte vor dem Krieg und verlässliche Grundlage, dass Urbanität entstehen kann. Die Gebäude selbst sollten möglichst kleinteilig, möglichst vielfältig gestaltet sein und möglichst vielfältige Nutzungen bieten, die der zentralen Lage und der jeweiligen Gebäudegröße entsprechen. Die Ausgrabungen sichtbar zu lassen, aber in die Bebauung einzubeziehen, leuchtet mir ein, denn sonst verbliebe ein Loch. Eine Gestaltungssatzung sollte es für Höhenentwicklung und Dachformen, Materialien der Fassaden und Farbgebung den Rahmen geben. Hier setzt der alte Baubestand Maßstäbe. Möglichst viele Wettbewerbe mit unterschiedlichen Juries sollten die Qualität auch im einzelnen sichern und das erbringen, was uns an alten wie gelungenen neuen Quartieren immer wieder gefällt, die Unterschiedlichkeit einzelner Häuser, ihre Vielfalt der Architekturen im Rahmen eines gemeinsamen städtebaulichen Konzepts.

Anachronistische Metamorphosen

Das in Frankfurt in den frühen 1970er Jahren errichtete Technische Rathaus ist Ausgangspunkt aller Planungen zur städtebaulichen und architektonischen Entwicklung des Römerbergs, selbst aber kaum Gegenstand gestalterischen Denkens. Alle Entwürfe gehen von der restlosen Tilgung des kolossalen Betonmassivs aus. Die Frage der materiellen Gestaltung fokussiert im wesentlichen Relationen, in denen Räume zeitgemäßer Bebauung und Räume historisierender Bebauung zueinander stehen sollen. Stets existiert in den planerischen Denkvoraussetzungen das Technische Rathaus nicht mehr. Die Antizipation seines politisch erst kürzlich beschlossenen Abrisses ist schon lange selbstverständlich. Ich werde im Gegenzug davon ausgehen, dass neben Neubauten und historisierenden Rekonstruktionen auch ein Teil des Technischen Rathauses eine Zukunft haben kann.

Zum (verschmähten) Wert des Mittelaltens

Zu den nicht nachhaltig verfolgten Planungsoptionen gehört der Vorschlag der (Teil-)Erhaltung des Technischen Rathauses, das einen charakteristischen Stil und damit die Geisteshaltung einer Zeit repräsentiert. Unabhängig von formalen Fragen des Denkmalschutzrechts liegt das *Argument* des Denkmalschutzes nahe, dessen Ziel ja nicht darin besteht, architektonische „Schönheiten“ zu erhalten, sondern Bauten und Ensembles, die kraft ihrer Eigenart und Charakteristik das „Denken des Bauens“ als Spiegel des Denkens und Fühlens einer Zeit zum Ausdruck bringen. Es ist bezeichnend, dass das Technische Rathaus *wegen* seiner eigenartigen architektonischen Erscheinung nahezu einhellig – jedenfalls in der „öffentlichen Meinung“ – auf Ablehnung stößt. Und es gehört zum Kern parlamentaristischer Praxen demokratischer Gremienpolitik, dass dem ohnehin nur marginalisierten amtlichen Denkmalschutz disziplinierend der Spiegel der Meinung des Volkes vorgehalten wird – vor allem dann, wenn profitable, reputierliche oder aus anderen Gründen im Mainstream liegende „große“ Planungen realisiert werden sollen. Es darf nicht verwundern, dass sich der funktionalistische Stil des im Brutalismus errichteten Baus den weichen Geschmackslinien eines postkritischen und aufs Ästhetische getrimmten Empfindens und massenmedial aufs Süffige justierten „öffentlichen“ Geschmacks nicht fügen will. Stutzen läßt indes der Umstand, dass die Rolle des amtlichen Denkmalschutzes *mit den Mitteln der Demokratie* so weit geschwächt werden konnte, dass er allein schützen darf, was Ökonomen, Stadtentwickler, Wirtschaftsförderer oder „große“ Kulturpolitik zum Denkmalschutz freigeben.

Kulturindustrie und Architektur

An diesem Punkt kommt die populäre Perspektive der gestalterischen Entwicklung des Römerbergs ins Spiel. In deren Mittel-

punkt steht die Wiederherstellung einer historischen Fachwerkbauung. Das Vorbild der in den 1980er Jahren an der Ostzeile des Römerberges bereits erfolgten Rekonstruktion von Fachwerkhäusern, die auf das 16. Jahrhundert zurückgehen, erleichtert die Vorstellung einer Architektur des Historismus im Herzen der einer Stadt, die aufgrund ihrer Rolle unter den Global Cities eher für eine Weiche im globalen Kapitalkreislauf steht als für Heimat und Behaglichkeit architektonischer Gärtnerei. Der Wunsch nach dem „schönen Alten“ stimmt von vornherein in die Fälschung ein, auf die jeder Historismus an so signifikanter Stelle wie der in Frankfurt schon zwangsläufig hinausläuft, denn historisierend wird nicht für Kunst- und Architekturhistoriker, sondern für „die Leute“ gebaut, in deren lebensweltlicher Wahrnehmung das „neue Alte“ gern ins Quasi-Authentische „echter“ Geschichte umgeschrieben wird. Auch in den Relevanzsystemen von Stadtmarketing und Tourismus wird aus dem *Bild* des Alten schnell das Dokumentarische. Bevor der geschichtsbewusste und darin kritische Blick aus dem Nachdenken der Simulation einen Gewinn an Reflexion von Stadt und Gesellschaft ziehen könnte, ist das Bild schon kulturindustriell umformatiert. In Zeiten abstrakter und maschinistischer Systemrationalitäten vermittelt der romantistische Selbstbetrug im Medium des (gut) „Nachgemachten“ eine Entlastung im Heimatlichen, anstatt die Aufmerksamkeit für das Wirken des Wechselwirkungszusammenhangs von Politik, Kultur, (Bau-)Technologie und Ökonomie zu sensibilisieren, zu weiten und politisch zu schärfen.

Retro-Fachwerk II

Mit einem gewissen Zynismus läßt sich die geplante Rekonstruktion historischer Fachwerkbauten als ein „umgekehrtes“ Denkmalschutz-Projekt auffassen, in dem nicht Kulturdenkmale als Ausdruck historischer und künstlerischer Belange *geschützt*, sondern für den nostalgischen Blick in Zeiten neoliberaler Aushärtungen des Sozialen *produziert* werden – mit dem Ziel postmoderner Bildproduktion. Praktisch hat das Projekt schon mehr mit der Idee des Freilichtmuseums gemeinsam. Auch dort stehen die Kandidaten weitgehend ohne Siedlungsverbund und vitalen Vernetzungskontext in einer begehbaren Welt der Simulation: Dokumentation, Heimatkunde, Geschichtsverklärung und – stets unverzichtbar über allem – etwas Pädagogik. Anachronistisch mutet dagegen die romantisierende Einfühlung ins Alte inmitten der wirklichen Realität einer globalen Finanzmetropole und Weiche im globalen Kapitalismus an. Städte – allzumal solche von herausragender ökonomischer und kultureller Bedeutung – wollen zwar mit Museen ihren kulturpolitischen Rang bekräftigen, sich selbst aber meist nicht den Stempel des Museums aufsetzen.

In der Bildproduktion geht es nie um Realitäten, sondern den symbolischen Tausch – um die Zirkulation von Gefühls-

schablonen, die auf feeling maps verschiedener „Bild-Verwerter“ ihre verdeckte politische Wirkung entfalten. So spricht – schon aus der Erfahrung mit der Rezeption des „ersten“ Retro-Fachwerks am Römerberg – viel dafür, dass der simulative Charakter des Alt-Gemachten in der Alltagswahrnehmung „der Leute“ hinter dem kompensationsästhetischen Wunsch nach Neuromantisierung zum Verschwinden gebracht wird. Das Retro-Fachwerk soll und wird Folgen für die gefühlte und gedachte Beziehung zur Stadt haben. Nicht die Sehnsucht nach einer Heimkehr ins begehbbare Bild vergangener Zeiten ist bedenklich, sondern die politische Leichtigkeit, mit der diese im Gestus ästhetischer Chirurgie mit den Mitteln von Architektur und Stadtplanung bedient wird und mehr mit Baudrillards Strategien „radikaler Verführung“ zu tun hat, als mit demokratisch legitimierbaren Prozeduren der Planung einer Stadt „für alle“.

Der schnelle und leichte Wille zur „Alten Stadt“ ist auch darin bedenklich, dass er die aktuellen Wirkkräfte kulturpolitisch kaum diskutiert hat, die verständlich machen würden, was dem Wunsch nach einer postmodernen Idylle im Zentrum postfordistischer Umbrüche zugrunde liegen könnte. Vor allem zwei Tendenzen radikaler Selbstverführung sind evident. Die eine will den Blick auf vergangene Zeiten (die der Entstehung des Technischen Rathauses) tilgen und die andere – komplementär dazu – den Blick auf noch weiter zurückliegende Zeiten (die Zeit der

Erbauung der Fachwerkbauten) *verklärend* revitalisieren. Darin kommt eine Geste des Wegsehens zum Ausdruck, denn auch die Sehnsucht nach dem längst Vergangenen will ja nur ein ästhetisiertes *Bild* als begehbbare Fiktion wie einen imaginären Teppich über die reale Welt ausbreiten. Der Wunsch nach historisierender Rekonstruktion steht also von vornherein auf einem Hollywood-artigen Boden freiwilliger Selbstillusionierung.

Mit den Wunden der Stadt leben

Die kulturellen Kräfte scheinen verbraucht zu sein, die Wunden der Stadt als deren Wesensmerkmal anzuerkennen und ihrer unverstellten Präsenz einen vitalen Wert urbanen Lebens zuzuerkennen. Das Technische Rathaus ist eine solche Wunde der Stadt – ein Stachel im steinernen Fleisch wie im urbanen Leib der Stadt. Das ehemals Brandaktuelle (das Rathaus zu *seiner* Zeit) verletzt als Folge seines brutalistischen Stils und des zwangsläufigen Umstandes, dass einmal Gebautes nur in Grenzen mit der Zeit „gehen“ kann, aktuelle Erlebniserwartungen. Das gilt für großvolumige Baumassen nachhaltiger und nachdrücklicher als für kleine Häuser. So wird das Träge in der Zeit zum Sperrigen im *Raum*. Was im chaotischen Raum der physischen Stadt als Masche im Geflecht des Vielen ein genetisches Muster anreichert, bricht im Blick auf das Ganze schließlich unter

Die 'Ostzeile' wurde anhand von Fassadenaufmaßen und Abbildungen der 1944 zerstörten Fachwerkhäuser von dem Architekten E. Schirmacher 1983 rekonstruiert.





Der Archäologische Garten auf dem Domhügel Frankfurts wurde 1972/73 im Zuge des Baus der Tiefgarage und des Technischen Rathauses als archäologische Freianlage eingerichtet. Die hier konservierten Gebäudereste waren in den nach dem Krieg einsetzenden langwierigen Ausgrabungen des Museums für Vor- und Frühgeschichte freigelegt worden.

den Spannungen formaler, normativer, ästhetischer u.a. Ansprüche als offene Wunde auf. Nicht der Bau an sich macht solche Verwundungen, sondern der „Blick“ des Zeitgeistes. Die ästhetische Enttäuschung verwundet das Selbst- und Weltverhältnis jener, die *ihre* Stadt stets in die Rhythmen *aktuellen* Erleben-Wollens fügen möchten. Wenig geschmeidige Betonarchitektur „verletzt“ in der Mitte der Stadt umso mehr, weil ihre funktionalistische Atmosphäre als *Sinn*-Bild an ein vergangenes und verdautes Verständnis von Demokratie und kulturellem Aufbruch erinnert, das sich eine (andere) bürgerliche Stadt-Gesellschaft einmal schuldig war. In die Affekt-Logik eines neoliberalen und abgeklärten Zeitgeistes schlagen solche gebauten Gestalten mnemosynische Wunden – der Stachel der Erinnerung des „Vergessen-Gewünschten“ lässt das Denken und Fühlen einer vergangenen Zeit in den sichtbaren und begehbaren Raum der Stadt zurückkehren.

Deshalb ist der *restlose* Abriss des Technischen Rathauses eine laute Absage an die wachsende und lebendige Stadt, eine

Absage an die Alte in der Neuen Stadt und zugleich eine dumpfe Akklamation ans gerade massenkulturell „Angesagte“ – ein Einstimmen in den unsensiblen Geist von Akteuren in Politik und Administration, dem es an Spannkraft mangelt, Widersprüche des Alt-Werdens zu ertragen. Im Unterschied zu Schallentieren können lebendig wachsende Städte ihre nicht mehr „passenden“ Gehäuse nicht einfach zurück lassen. Was beim Krebs gelingt, bleibt einer lebenswerten Stadt versagt: das sich *verändernde* Gehäuse wird nicht nach dem Abschluss von Wachstumsschüben wieder zu einer schönen neuen Form. Es bleibt eine Collage mit Rissen, Narben und Wunden. Eine moderne Stadt, die mit der Zeit gehen kann, erträgt den Blick in das eigene Gesicht. Wo eine Stadt sich entwickeln soll, muss auch dem Zurückgelassenen sein Raum gewahrt werden, auch da, wo der Denkmalschutz formal noch in der Ferne ist. Was dagegen spricht, das Rathaus restlos zu tilgen, spricht dafür, wenigstens einen Teil (dem Nach-Denken) zu erhalten.

Frankfurts Altstadt-Rekonstruktion? Seelisch nicht möglich!

Nach der seit 2005 anhaltenden öffentlichen Debatte um die Rekonstruktion der Frankfurter Altstadt entschied die Stadt 2006, mit dem Ziel, interessierten Bürgerinnen und Bürgern ein Forum zur Mitwirkung und Mitarbeit zu bieten, eine Planungswerkstatt für das Dom-Römer-Areal zu veranstalten.

Dabei waren „Themen wie die zukünftige Gestaltung und Nutzung der Gebäude, die Parzellierung, die Gestaltung des öffentlichen Raums und Fragen der Rekonstruktion von Fachwerkhäusern zur Diskussion vorgesehen“. Hierzu sollten mit den Teilnehmerinnen und den Teilnehmern gemeinsam Ideen gesammelt und Konzepte formuliert werden. Der weiterentwickelte Wettbewerbsentwurf des Büros KSP Engel und Zimmermann, der nunmehr weitgehend den historischen Stadtgrundriss respektiert, diene als Diskussionsgrundlage. Als Ergebnis der Planungswerkstatt wurden Empfehlungen erwartet, die den Stadtverordneten für ihre weiteren Beratungen und Entscheidungen vorgelegt werden sollen.¹ Jeder Frankfurter Bürger konnte sich um die Teilnahme, die schließlich über ein Losverfahren entschieden wurde, bewerben. Zusätzlich wurden Vertreter von Verbänden – so auch der Deutsche Werkbund Hessen e.V. – und Parteien eingeladen.

Die Planungswerkstatt tagte ein erstes Mal vom 6. bis 7. Oktober 2006. Das Ergebnis dieser ersten Planungswerkstatt machte deutlich, dass es den Frankfurter Bürger, der seine Altstadt wieder haben wollte, schlichtweg nicht gibt. Stattdessen dominierte zwar der Wunsch nach einer Orientierung am historischen Stadtgrundriss und auch die Verwendung traditioneller Materialien bei Neubauten wurde gewünscht, doch vor allem sollten architektonische Lösungen gefunden werden, die eine zeitgemäße und lebensnahe urbane Nutzung des Areals erlauben. Die Planungswerkstatt, die einen Kompromiss zwischen allen „Altstadtvorstellungen von vornherein implizierte“, sprach zudem die Empfehlung aus, dass einige der verlorenen Altstadtbauten rekonstruiert werden sollten, insgesamt aber eine Neubebauung vorzusehen sei. Auf der Grundlage dieses ersten Ergebnisses fertigte das Stadtplanungsamt ein Modell an, das im Sinne eines „Werkstückes“ diese Überlegungen planerisch darstellte. Eine zweite Planungswerkstatt bestätigte schließlich das Ergebnis der ersten beiden Sitzungen und so hielt man am 9. Dezember 2006 abschließend fest, dass eine Rekonstruktion der gesamten Altstadt weder möglich noch wünschenswert sei, man aber die Rekonstruktion zumindest einiger Häuser befürworten könne. Mehrheitlich einigte man sich darauf, dass die Häuser „Goldene Waage“, „Rotes Haus“, „Goldenes Lämmchen“ und „Haus zum jungen Esslinger“ zur Rekonstruktion vorgesehen werden sollen.³ Die übrige Bebauung, so empfahlen es die Teilnehmer der Planungswerkstatt ebenfalls mehrheitlich, sollte modern aber kleinteilig sein, wobei Materialien, die für Frankfurt als typisch (z. B. Mainsandstein) angesehen werden, zur Anwendung kommen sollen. Wenngleich einige Teilnehmer der Planungswerkstatt, allen voran der Frankfurter

Verein der Altstadtfreunde, das Ergebnis nicht akzeptieren wollen und weiterhin öffentlich angreifen,⁴ hatte es in der öffentlichen Diskussion – wenn auch nicht von langer Dauer – zunächst zu einer notwendigen Beruhigung beigetragen. Vor allem, und dies ist ein entscheidendes Ergebnis dieser Frankfurter Planungswerkstatt, hat sich gezeigt, dass der Wunsch nach einer Rekonstruktion der Frankfurter Altstadt über keine Mehrheit verfügt.⁵

Das Ergebnis der Planungswerkstatt ist in jeder Hinsicht respektabel und ganz gleich, ob es eine Umsetzung erfährt oder nicht, machte allein schon das lebhafte Szenarium der Veranstaltung deutlich, dass ein bürgerschaftliches Interesse an städtebaulichen und architektonischen Fragen vorhanden ist.

Die Tatsache, dass eine Rekonstruktion nicht einhellig gefordert wurde, mag angesichts der momentanen bundesweiten Rekonstruktionswut viele überraschen. Bedenkt man wie einhellig die Stimmungslage beim Wiederaufbau beispielsweise der Dresdner Frauenkirche war und ist oder den Bundestagsbeschluss zum Wiederaufbau des Berliner Schlosses, ist das Ergebnis der Frankfurter Planungswerkstatt äußerst bemerkenswert. Die Rekonstruktion eines Teils einer komplexen – im Zweiten Weltkrieg zerstörten – Altstadt im 21. Jahrhundert lässt offenbar nicht nur Fachleute zweifeln, sondern auch den so genannten interessierten Laien. Unterstellt man, dass es sich dabei auch um eine emotionale Entscheidung handelt, könnte Licht in das Dunkel dieser vielleicht noch diffusen Gefühlslage ein Blick in die Geschichte und der Umgang der Denkmalpflege mit dieser bringen.

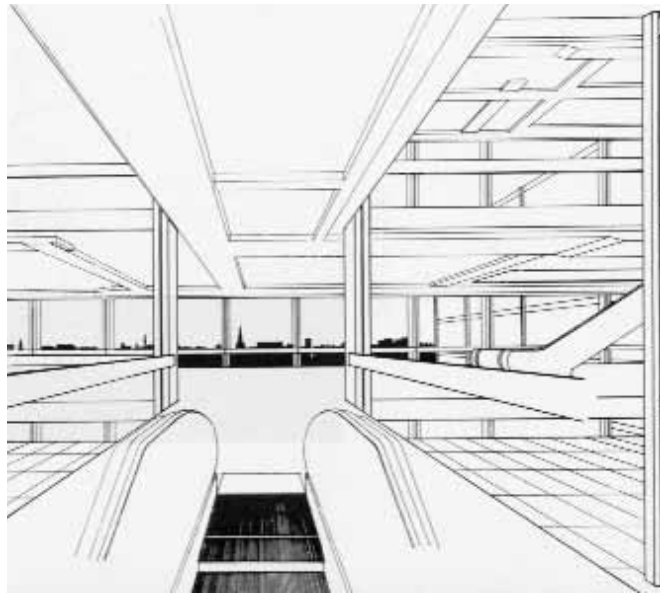
Wer seine eigene Geschichte fälscht, der begeht Zukunftsfälschung⁶. Dieser warnende Hinweis des Denkmalpflegers Reinhart Bentmann an die eigene Zunft, kritisierte 1988 unter anderem den denkmalpflegerischen Umgang mit historischen Altstädten, aus denen in Folge des Europäischen Denkmalschutzjahres hübsche, touristisch attraktive Oasen geworden waren, die dem Betrachter suggerierten, Altstädte hätten schon eh und je um den ersten Platz des Wettbewerbs „Unser Dorf soll schöner werden“ miteinander gerungen.

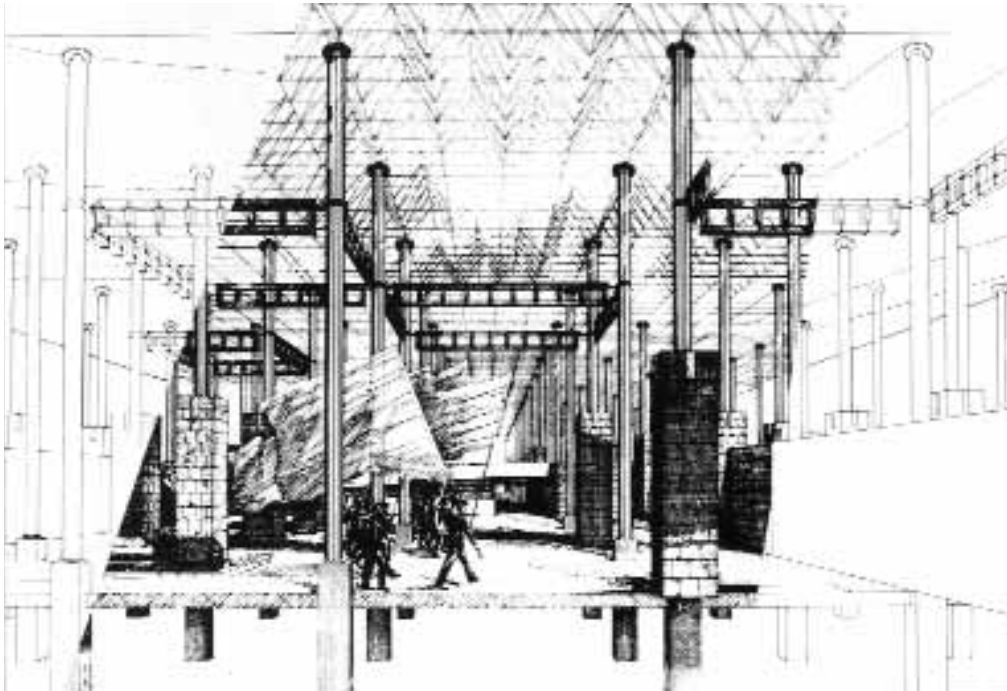
Die Warnung stellte natürlich nicht den Erhalt historischer Altstädte grundsätzlich in Frage, sondern nur die Romantizismen im denkmalpflegerischen Umgang mit ihnen.

Darüber hinaus galt es endlich der stetigen Abwertung der Moderne entgegen zu wirken, die, gleichsam als Horrorszzenarium, dem romantischen Bild bunter Fachwerkbauten und intakter Innenstädte entgegengehalten wurde. Eine Folgeerscheinung dieser – auch von der Denkmalpflege mit zu verantwortenden, wenngleich nicht unbedingt gewollten⁷ – Schwarz-Weiß-Malerei „gutes Altes“ – „böses Neues“, war, neben der Postmoderne, auch der so genannte „postmoderne Denkmalkultus“. Zeugnis hiervon legt die Ostzeile des Frankfurter Römerberges ab, von der sich die Politik eine positive

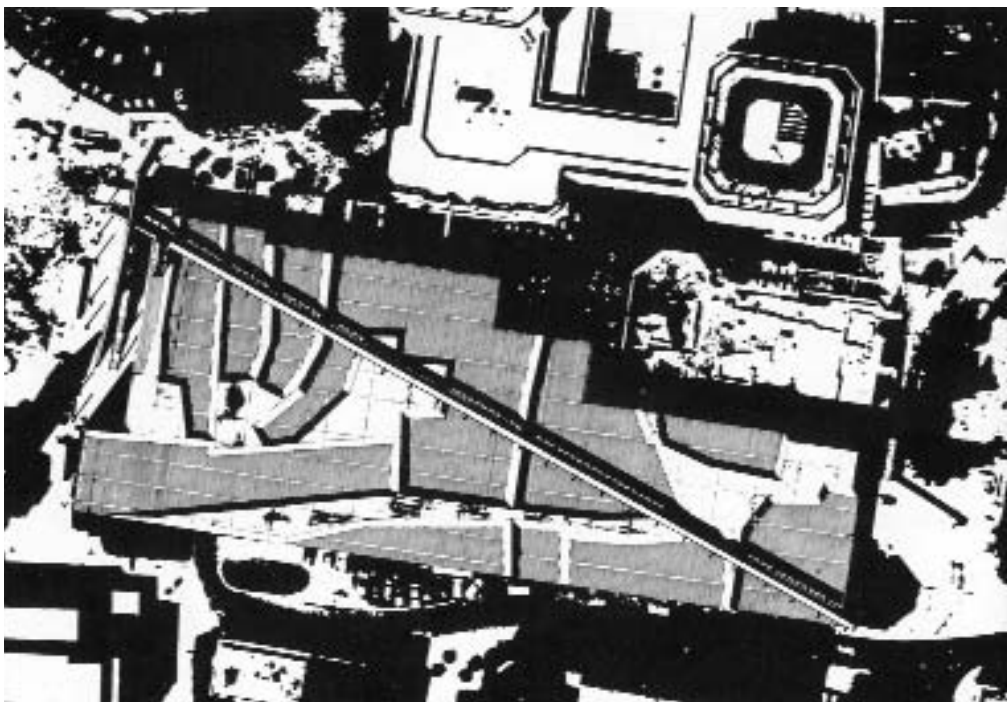
Dass die Geschichte der Frankfurter Altstadt auch in Entwürfen einer modernen Architektur lebendig bleiben kann, mögen die zwei folgenden Wettbewerbsbeiträge von 1962/63 und 1980 belegen:

G. Candilis, Mitglied der Architektengruppe 'Team 10', wurde 1962/63 zur Teilnahme an dem zweiten Wettbewerb zur Bebauung der damals noch immer brachliegenden Fläche zwischen Dom und Römerberg eingeladen. Sein Entwurf geht auf die 'vielschichtige' Historie dieses Bereiches mit übereinandergelagerten und ineinanderübergehenden und gegeneinander verschobenen Ebenen ein.





A. Natalini, Gründungsmitglied der Architektengruppe 'Superstudio', nahm außer Konkurrenz 1980, also bereits nach der Fertigstellung des Technischen Rathauses, an dem 3. Wettbewerb zur Bebauung des Dom-Römerberg-Bereichs teil. Seinen Entwurf würdigt O. M. Ungers: „(...) Der Vorschlag von Natalini zeigt Architektur als einen Vorgang, nicht jedoch im technischen Sinne, sondern als geistiger Ablauf. So wie der Römerberg ein Stück Frankfurter Kulturgeschichte ist, wird der Entwurf selbst zum kulturgeschichtlichen Dokument, in dem sich die Spuren der Vergangenheit spiegeln und gleichzeitig zu einer neuen Aussage verdichten. Dieser Entwurf ist Ausdruck der Reaktion eines sensiblen Geistes auf die Realität, oder das, was davon übriggeblieben ist. (...)“



Resonanz seitens der Frankfurter Bevölkerung erwartete, die sich aber tatsächlich eher desinteressiert oder abweisend verhielt.

Eine ebenso erschrockene, allerdings bezeichnender Weise in den Entscheidungsprozess nicht eingebundene Denkmalpflege hat sich damals vehement gegen diese Form der unseriösen „Stadtreparatur“ gewandt.⁸

Anders als dies in unmittelbarer Nachkriegszeit der Fall sein kann, hätten derart nachgereichte Rekonstruktion wie die der Frankfurter Altstadt (in welchem Umfang auch immer) – wenn gleich dies manche behaupten – heute keinerlei Identifikationswert mehr. Aus dem kollektiven Gedächtnis ist sie unwiederbringlich gelöscht, wenngleich ein Teil von ihr im kulturellen Gedächtnis, gleichsam als erinnerte Geschichte weiterlebt. Ein substanziell verlorenes Denkmal wird über das kulturelle Gedächtnis tradiert – allerdings auch die Tatsache, dass es zerstört ist. Entsprechend darf man gegen das Ergebnis der Planungswerkstatt auch einwenden, dass auch die Rekonstruktion der vier oben genannten Bauten nicht wirklich überzeugen kann. Ihres Kontextes beraubt, man müsste richtiger Weise, ihn nicht wieder findend, sagen, werden sie wie schon die Römerbergbauung, ohne die Fähigkeit, Identität zu schaffen, isoliert einfach da stehen.

Man müsse, so heißt es in einem Diskussionspapier des Architekten Peter Westrup, das dem Deutschen Werkbund vorliegt, den Frankfurtern ihre „Verlorene Mitte“ wiedergeben. „Es muss wie vor der Zerstörung ein Gesamtschauspiel der bedeutendsten mittelalterlichen Innenstadt Deutschlands inszeniert werden, mit herausragenden, bedeutenden und weniger bedeutenden Bauwerken, wie sie im Verlauf der Geschichte von den Frankfurter Bürgern als Wohn- und Geschäftshäuser entstanden, sozusagen ein lebendes „Historisches Museum“, das aber vom Leben unserer Zeit erfüllt ist.“ Durch die Rekonstruktion könne man „deutsche Geschichte und Kultur“ wieder sichtbar machen. „Nur diese alte gewachsene, von Handwerkern gestaltete Architektur mit ihren ungeplanten Veränderungen der Jahrhunderte vermag die unverwechselbare Atmosphäre der historischen Frankfurter Innenstadt mit ihrer lebendigen Mischung aus Handel, Gewerbe, Wohnen und Gastronomie zu garantieren, unsere moderne mit ihrer Maschinenarchitektur ist dazu leider nicht in der Lage.“⁹

Frankfurts Innenstadt also als lebendiges Freilichtmuseum deutscher Fachwerkarchitektur, inszeniert durch eine Mischung modernen Lebens und traditionellem „Handel und Gewerbe“, all dies um den „Verlust der Mitte“ zu verhindern? Oder doch nur ein Geschäft mit der Sehnsucht nach Idylle und Erinnerung? Es ist vor allem ein gefährliches Geschäft mit Gefühlen das hier betrieben wird und das nicht nur erneut einen Bruch mit der Moderne sucht, sondern die Manipulation unseres kulturellen

Gedächtnisses zum Ziel hat. „Es geht darum“, so schreibt Westrup weiter, „den Bürgern und Besuchern der Stadt Frankfurt ein Stück Geschichte und Erinnerung in situ wiederzugeben, das ohne ihre Schuld verloren ging und nun zurückgeholt werden kann (...). Wir brauchen hier nicht das Neue Frankfurt, wir brauchen an dieser besonderen Stelle das Alte gewesene Frankfurt, um wieder anzuknüpfen an unsere große Tradition.“¹⁰

Das erinnert in erschreckender Weise an Formulierungen der 1950er Jahre als etwa der „Baumeister“ die Weißenhofsiedlung noch als eine „an echtem baumeisterlichem Verantwortungsgefühl arme“ Architektur bezeichnete und die Publikation „Verlust der Mitte“ von Hans Sedlmayr die Ressentiments gegen die Moderne, im Sinne einer Verfallskunst und Ursache des deutschen Sittenverfalls und der durch sie ausgelösten Katastrophe weiter schürte. Auch damals, trösteten sich vor allem die konservativen und restaurativen Teile der Bundesrepublik damit, an der deutschen Katastrophe nicht schuldig zu sein.

„Wiederaufbau? Technisch, geldlich nicht möglich, sage ich Ihnen, was sage ich? Seelisch unmöglich!“¹¹, so formulierte das Otto Bartning angesichts der Trümmer 1946. Das war auch ein Schuldbekenntnis und vor allem brachte es die Hoffnung zum Ausdruck, durch neue Bauten auch ein neues Deutschland, frei von Ressentiments und Revanchismus zu bauen.

Es steht außer Zweifel, dass der Wiederaufbau Deutschlands aus unterschiedlichsten Gründen auch nicht ohne Rekonstruktionen auskam. Der Schock des Verlustes forderte manches geradezu heraus und doch war allen klar, dass ein Wiederaufbau des Landes im Sinne einer Rekonstruktion schon allein aus finanziellen Gründen nicht zu leisten war. Viele Aufbauleistungen dieser Zeit sind inzwischen selbst zum Denkmal geworden und legen Zeugnis von der noch jungen Geschichte der Bundesrepublik Deutschland ab.

Es kann heute nur gelten, das allein das authentische, gealterte Denkmal Gefühle zu wecken versteht und – das erscheint mir noch wesentlicher – Geschichte durch seine Altersspuren überhaupt erst erlebbar machen kann. So weiß die Denkmalpflege seit langem um den Gefühlswert, den ein solch gealtertes Denkmal auszulösen vermag und wie keiner zweiten Disziplin ist ihr bekannt, dass der Verlust eines Denkmals schmerzhaft ist. Doch keine noch so bildlich perfekte Rekonstruktion kann das Original ersetzen, denn Rekonstruktionen können weder Geschichte anschaulich machen, noch liegt es in ihrem Vermögen, Identifikation zu stiften. Man kann sich mit keinem Baudenkmal identifizieren, das es im Grunde gar nicht mehr gibt. Wichtig ist auch zu erkennen, dass mit der Zerstörung der Altstadt auch deren soziale Kulturlandschaft verloren gegangen ist. Zynisch, wer hier vom lebenden historischen Museum spricht.

So dürfen heute Werkbund und Denkmalpflege hier eine enge Symbiose eingehen und für einen – sollte das Technische Rathaus tatsächlich abgebrochen werden – erneuten internationalen Wettbewerb eintreten, der diesem geschichtsträchtigen Areal ein unverwechselbares, vor allem aber neues Gesicht zu geben vermag. Es haben sich bereits – wie es für eine Stadt typisch ist – an diesem Ort, historische Schichten gebildet, die es zu erhalten gilt. Hierzu zählen sicher die Schirn sowie die verschiedenen unmittelbaren Nachkriegsbauten. Die bundesdeutsche Denkmalpflege hat sich jüngst mit der Dresdner Erklärung im Jahre 2005 noch einmal deutlich gegen Rekonstruktionen gewandt:

„Die Zeugnisse der Vergangenheit sind einzigartig und unwiederholbar – als authentische Quellen besitzen sie einen unersetzlichen Wert. Konstruierte Geschichtsbilder auch Rekonstruktionen von Baudenkmalen, können erlittene Verluste originaler Bausubstanz nicht kompensieren, langfristig verändern sie aber das kulturelle Gedächtnis eines Landes.“¹² Diese Erklärung ist von immanenter Bedeutung da sie Zukunft und Vergangenheit gleichermaßen zu sichern sucht. Sie ist auch eine Versöhnung mit der Moderne.

- 1 Edwin Schwarz: Prospekt zur „Planungswerkstatt Dom-Römer“, Einladung zur Planungswerkstatt für Bürgerinnen und Bürger am 6. und 7. Oktober 2006. Ca. 60 BürgerInnen waren als Teilnehmer vorgesehen, wobei auch Vertreter von Parteien und öffentlichen Institutionen, wie der Architekten- und Ingenieurskammer, sowie Vereinen, wie beispielsweise dem Deutschen Werkbund Hessen e. V. oder dem Verein der Frankfurter Altstadtfreunde e. V., eingeladen wurden. 130 Bürger haben sich beworben. Hierzu Claudia Michels: 130 Bürger wollen bei der Planung mitreden, in: Frankfurter Rundschau (14. September 2006), S. 24. Für den Deutschen Werkbund Hessen nahm die Verfasserin teil.
- 2 N. N.: „Es hat sich kein Wunder ereignet“. In Frankfurt beraten 63 Bürger über die Zukunft der Altstadt. Konkrete Vorschläge, aber Kernfrage bleibt offen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (9. Oktober 2006), S. 45. Die Ergebnisse sind im Detail nachzulesen in: Stadtplanungsamt Frankfurt am Main (Hrsg.): Dokumentation Planungswerkstatt Dom-Römer, Frankfurt / Main 2006.
- 3 Als Grundlage der Rekonstruktionen dient eine von D. W. Dreysse und anderen erarbeitete Dokumentation: Stadtplanungsamt der Stadt Frankfurt am Main (Hrsg.): Dokumentation Altstadt, Frankfurt am Main 2006.
- 4 Claudia Michels: „Kein Respekt“. Altstadtfreunde kritisieren Architektur-Modell des Planungsamtes, in: Frankfurter Rundschau (15. Dezember 2006), S. 24; Astrid Hansen: Gelebte Demokratie. Leserbrief, in: Frankfurter Rundschau (19. Dezember 2006).
- 5 Felix Helbig: Punktsieg, in: Frankfurter Rundschau (11. Dezember 2006); Matthias Alexander: Altstadt: Mehrheit für Kompromisslösung, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (12. Dezember 2006), S. 50. Nach einer repräsentativen Umfrage des Mannheimer Institutes für praxisorientierte Sozialforschung sprachen sich nur 36 % für eine Rekonstruktion der Frankfurter Altstadt aus. Es votierten allerdings nur 10 % für eine moderne Bebauung. 49 % der Frankfurter bevorzugte einen Kompromiss. Die übrigen zeigten sich unentschieden. Der Architekt Albert Speer hält den Wiederaufbau der Frankfurter Altstadt für einen „absoluten Schwachsinn“, siehe N. N.: „Wiederaufbau der Altstadt ist schwachsinnig“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (3. November 2005), S. 48.

- 6 Reinhart Bentmann, Die Fälscherzunft – Das Bild des Denkmalpflegers, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 2/1988, S. 163.
- 7 August Gebeßler, Altstadt und Denkmalpflege, in: Eine Zukunft für unsere Vergangenheit, Denkmalschutz und Denkmalpflege in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1975.
- 8 Auf das geringe Interesse der Frankfurter an der Rekonstruktion der Ostzeile hat bereits Kiesow hingewiesen: Gottfried Kiesow: Die Neubebauung des Dom Römerberg-Bereiches in Frankfurt am Main, in: Deutsche Kunst und Denkmalpflege 1 (1984), S. 6.
- 9 Peter Westrup, Wiederaufbau Frankfurter Altstadt. Historisch oder modern, Diskussionspapier (1. März 2006).
- 10 Ebenda.
- 11 Otto Bartning, Ketzerische Gedanken am Rande der Trümmerhaufen, in: Frankfurter Hefte 1946, S. 63-72
- 12 Dresdner Erklärung, in: Echt.alt.schön.wahr, Zeitschichten der Denkmalpflege, hrsg. von Ingrid Scheuermann und Hans-Rudolf Meier, München/Berlin 2006, S. 233

Über das Rekonstruieren von Fachwerkhäusern

Geschichte kann nur fortgeschrieben, nicht zurückgedreht werden.

Grundsätzliches

Fachwerkhäuser sind – wie alle historischen Gebäude – Dokumente ihrer selbst.

Sie haben eine Bau-, Nutzungs-, Vernachlässigungs-, Katastrophen-, Reparatur-, Umnutzungs-, Umbau- oder Wiederherstellungsgeschichte.

Nur bei sehr intensiver Beschäftigung, bei der Einblicke in die Konstruktion und den Innenausbau möglich sein müssen, kann man eine Entwicklungsgeschichte in allen Stufen nachvollziehen. Bei der Planung der Wiederherstellung, eines Umbaus oder Teilrekonstruktion ist daher sehr genau festzulegen, welchen Zustand man sichtbar machen will. Nur in den seltensten Fällen wird man auf den Erbauungszustand – also die ursprünglichste Stufe des Baus – zurückgehen können oder wollen, denn dies bedeutet die Zerstörung aller historischen Zwischenzustände und die Vernichtung wertvoller historischer Bausubstanz. Es ist die Auslöschung der Geschichte des Bauwerks. Natürlich sind nicht alle Zwischenzustände es wert, erhalten und sichtbar gemacht zu werden. Es sind die städtebauliche Situation, die geschichtliche Stellung des Baues und eventuell seines Bauherrn, der Zustand der Konstruktion und des Innenaubaus und natürlich auch die wirtschaftlichen Bedingungen der durchzuführenden Maßnahmen zu überlegen und daraus die Parameter der Bearbeitung zu entwickeln.

In diesem Falle wird die Urkunde „Historisches Gebäude“ fortgeschrieben, damit erhalten und neu erlebbar gemacht.

Anhand der folgenden beiden Beispiele sollen zentrale Probleme anschaulich gemacht werden, die sich ergeben, wenn tatsächlich einzelne Gebäude der 1944 zerstörten Frankfurter Altstadt wieder aufgebaut werden sollten.

Beispiele von Teilrekonstruktionen

Der Stein'sche Hof in Kirberg, ein mittelalterlicher Adelshof (1481) der Herren von Reifenberg, der später an die Freiherren vom Stein fiel, wurde 1730 von der Mutter des Freiherrn Karl vom und zum Stein – dem berühmten Reformpolitiker – in einen Witwensitz umgewandelt. Dabei wurde der gotische Fachwerkbau in ein Barockpalais umgebaut. Diesem Umbau fielen die vier Ecktürme, ein Treppenturm und ein Erkerturm zum Opfer. Die Fenster wurden vergrößert, der Grundriss im Inneren großzügiger gestaltet, eine neue Treppe eingebaut, der Bau insgesamt verputzt, ein in sich schlüssiges Konzept der Zeit.

In der Folge einer späteren Privatisierung kam es zu Um- und Anbauarbeiten; hochgradige Vernachlässigung erzeugte schwere Konstruktionsschäden, der Bau verkam.

Bei einer Wiederherstellung (1974) wurden die Anbauten

abgebrochen, die konstruktiven Schäden beseitigt, die barocken Enfiladen wiederhergestellt, die Fassaden fachwerksichtig freigelegt.

Doch das Ergebnis war unbefriedigend. Es war ein großes Fachwerkhaus entstanden, das so in seiner Umgebung nicht verständlich war. Eine genaue Bauuntersuchung ergab, dass der Bau ursprünglich nicht nur vier Ecktürme, sondern auch noch zwei an den Flanken hatte. Die Hölzer der Ecktürme waren seinerzeit bei Verstärkungsmaßnahmen im Dachstuhl verbaut worden. Durch genaue Vermessung konnten daher die Abmessungen dieser Türme zeichnerisch dargestellt werden. Bei den Flankentürmen waren zwar die Anschlusspunkte feststellbar, diese reichten aber für eine genaue Rekonstruktion nicht aus; diese wäre auch mit dem vorhandenen Grundriss und Innenausbau nicht in Übereinstimmung zu bringen gewesen.

Es wurden nur die vier Ecktürme rekonstruiert, die nicht in den Wohngrundriss eingreifen. Die Binnengliederung hätte zwar in Analogie ergänzt werden können, doch darauf wurde verzichtet, und die Türme wurden verschiefert.

So ist das Bild des turmbekrönten Adelshauses wieder entstanden, womit es in seiner kleinteiligen Umgebung wieder verständlich wurde. Die im Barock vergrößerten Fenster wurden nicht rückgebaut, da dies die Raumproportionen völlig verändert hätte. Der großzügige, im Barock entstandene Grundriss mit seinen Ausbauteilen, blieb erhalten.

Auch das Historische Rathaus Neustadt (Hessen) (1557) wurde um 1825 zeitgemäß modernisiert. Damals wurden die vier Flankentürme abgebrochen und am Giebel ein Uhrturm aufgesetzt. Gleichzeitig wurde der Giebel weiß verschindelt, die übrigen Seiten weiß verputzt. So entstand das Bild eines klassizistischen Rathauses.

Verschindelung und Verputz wurden in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wieder entfernt, wodurch ein unorganisches Bild erzeugt wurde. Das seiner Türme beraubte spätmittelalterliche Fachwerkgebäude mit klassizistischen Zutaten war so nicht zu verstehen. Durch mehrere unsachgemäße Umbauten im Inneren war die Konstruktion darüber hinaus stark geschädigt worden. Bei der anstehenden Sanierung war daher festzulegen, welchen Zustand man denn wiederherstellen wollte. Da ohnehin große Eingriffe in das Gefüge erforderlich waren, wurde die Rekonstruktion des Ursprungsbaus beschlossen. Es entstand so nicht nur der große Saal im Erdgeschoss wieder, die Flankentürme – deren Holz teilweise verbaut im Dach gefunden wurde – wurden wiederhergestellt, der Giebel ohne Uhrturm rekonstruiert.

So ist das hochmittelalterliche Rathaus mit seinen Hoheitszeichen wiedererstanden als eindeutiger Fixpunkt neben der Kirche. Die Erschließung und die Toilettenanlage wurden in



Stein'scher Hof in Kirberg v.l.n.r.: nach Freilegung – zeichnerische Rekonstruktion – ausgeführte Version
Abb. Franz Josef Hamm/Schütz

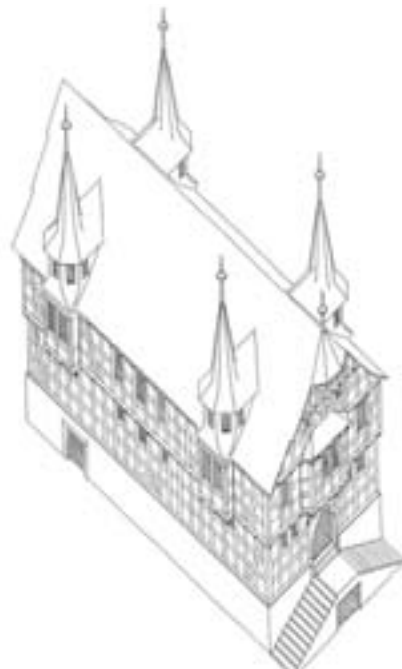
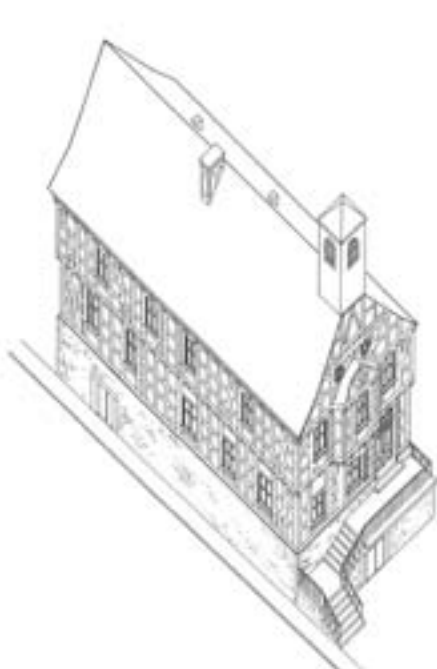
einem weiß verschindelten Anbau untergebracht, damit wurde gleichzeitig die Queraussteifung sichergestellt.

der vorhandene Innenausbau. Die Arbeiten am Gebäude setzten also dessen Baugeschichte mit heutigen Mitteln fort.

Die gezeigten Beispiele machen deutlich, dass bei sehr genauer Bauforschung Teilrekonstruktionen möglich sind, wobei jeweils zu entscheiden ist, welchen Zustand der baulichen Entwicklung man wiederherstellen will. In allen Fällen bleibt die Grundkonstruktion – oder große Teile davon – erhalten, ebenso

Rekonstruktion nach Archivalien

Bei den vorher genannten Beispielen konnten die Erkenntnisse zum Bau und seiner Geschichte an diesem direkt gewonnen werden.



Historisches Rathaus Neustadt/Hessen, Abb. Franz Josef Hamm

Dies ist nicht möglich, wenn das Objekt nicht mehr existiert, sich also nicht mehr mitteilen kann.

Die Vorbereitung einer solchen „Rekonstruktion aus dem Nichts“ setzt also die Suche nach Archivalien voraus. Je umfangreicher diese sind, umso besser, vollständig sind sie niemals.

Die Aufmasse, selbst wenn sie seinerzeit mit großer Sorgfalt erstellt wurden, zeigen in der Regel den genutzten Zustand des Baues. Eingriffe in die Konstruktion oder hinter den Innenausbau waren nicht möglich. Konstruktive Eigenheiten und frühe Veränderungen konnten damit nicht erfasst werden. Viele größere städtische Häuser sind aber aus dem Zusammenfügen kleinerer Bauten entstanden. Sie wurden nach Veränderungen der Fenster, Abbruch von Erkern oder Versprüngen oft einheitlich verputzt.

Bei späteren Freilegungen wurden diese Veränderungen nicht rückgebaut sondern bestenfalls geschönt. Es ist daher immer zu fragen, welchen Zustand die vorliegenden Aufmasse eigentlich wiedergeben. Die ausgezeichnete Sammlung von Archivalien zur Frankfurter Altstadt, die von Prof. DW Dreyse, Dipl. Ing. Volkmar Hepp und Dipl. Ing. Björn Wissenbach im Auftrage des Stadtplanungsamtes zusammengestellt wurde, dokumentiert das vorher Gesagte. Die vorliegenden Unterlagen geben nur sehr fragmentarisch einen vermeintlich ursprünglichen Zustand wider.

Eine wirkliche Rekonstruktion der historischen Bauten ist damit nicht möglich, da die konstruktiven Eigenarten nicht erfasst sind. Das Ergebnis kann nur als Modellbau im Maßstab 1:1 nach heutigen Vorstellungen, baurechtlichen Bedingungen und heutigen handwerklichen oder halbindustriellen Möglichkeiten bezeichnet werden.

Die einzuhaltenden DIN-Normen erfordern teilweise ganz anderer Dimensionen der Bauelemente als die historischer Konstruktionen. Holzverbindungen sind in historischer Form nur teilweise möglich, da rechnerisch oft nicht nachweisbar. Da Handarbeit in

zimmerergemäßer Ausführung kaum bezahlbar sein wird, ergeben die Konstruktionen aus dem Abbund-Automaten noch einmal andere Anschlüsse und Verbindungen. Man muss sich also darüber im Klaren sein, dass diese „Rekonstruktionen“ die Bauten in ihrer äußeren Form den dokumentierten Zustand angenähert wiedergeben, im Inneren aber ein völlig anderes Gefüge haben werden. Auch materialtechnisch gibt es Probleme.

So kann nur ausgesuchtes Eichenholz mit sehr geringer Feuchte verbaut werden, da es sonst durch das Schwinden der Hölzer zu Setzungen und Verformungen kommt. An der Römer-Ostzeile sind diese Schäden seit Jahren ein Problem.

Die Setzungen durch das Schwinden der Hölzer gehen bei mehrstöckigen Gebäuden sehr schnell aus dem Zentimeter- in den Dezimeterbereich, die Schäden treten dazu an den unterschiedlich bewitterten Fassaden auch noch differenziert auf. Das hat natürlich auch Auswirkungen auf die Gefachfüllungen. Viele genehmigungsrechtliche Forderungen sind in reinen Fachwerkbauten nicht zu erfüllen. So mussten bei der ausgeführten Römer-Ostzeile die notwendigen Treppenhäuser in einem eigenen Bauwerk dahinter untergebracht werden.

Was hier bei einer „dreidimensionalen Platzwand-Fassade“ noch angehen mag, ist bei Einzelbauten kaum denkbar. Ein Neubau in historischer Form, der einen weiteren Neubau als „rechtliche Stütze“ braucht, ist wohl nicht vermittelbar. Es ist etwas völlig Anderes, wenn ein solches Zuatzbauteil zur Erhaltung eines vorhandenen historischen Gebäudes erforderlich wird, denn dabei wird ein Dokument mit heutigen Mitteln repariert und erhalten. Welchen Wert hat also so ein vermeintlich detailgetreu wieder errichtetes Gebäude?

Ein vernichtetes Dokument ist vernichtet, die Kopie wird nicht zum Original, auch wenn sie sorgfältig und in alter Technik wiederhergestellt wird.

Aus Alt mach Neu: Plädoyer für eine wahrhaft alte Altstadt

Getreu Nestroys „Ich lass´ mir mein´ Aberglauben durch keine Aufklärung rauben“ fiebert die Mehrheit der Frankfurter Bürger der Auferstehung ihrer Altstadt entgegen. Egal, wie oft Historiker und Bauforscher darauf hinweisen, dass beispielsweise der samt umliegenden Gässchen zur Rekonstruktion vorgesehene Alte Markt keineswegs jener „Krönungsweg“ war, von dem die Stadtwerbung und neuerdings auch das Bauamt schwärmen, sondern buchstäblich ein – wenn auch bedeutender und lukrativer – Straßenmarkt, den bei Bedarf die frisch gekürten Kaiser benutzten, weil er nun einmal der kürzeste und breite Weg zwischen Dom und Römer darstellte, egal gleichfalls, wenn Sachverständige darauf hinweisen, dass der neue Alte Markt wegen der Decke einer Tiefgarage zirka zwei Meter über dem einstigen Bodenniveau schweben wird und ebenso egal, wenn Denkmalfleger einwenden, dass Frankfurt an anderen Stellen der Stadt veritable historische Bauten besitzt, die sträflich vernachlässigt werden – so oft auch historische Tatbestände und widrige Umstände ins Feld geführt werden: die kollektive Illusion ist stärker. In ihr strahlt Alt-Frankfurt als ein makellooses, sowohl trauliches wie monumentales Idyll aus Gotik und Barock, in dem bauliche Kostbarkeiten eine Gasse säumen, wo die würdevollen Tritte von Monarchen und Rittern, Patriziern und Dichtern nachhallen.

Dichter? Ja, selbstverständlich wird auch Goethe als Bürge der unverzichtbaren Rekonstruktion beschworen. Denn seine Tante Melber hatte am Hühnermarkt, dem östlichen Endstück des alten Marktes, ein stattliches, 1944 verbranntes Kaufmannshaus besessen, in dessen wunderlichem Gewirr aus Gotik und Barock, Eleganz und Enge sich der Dichter als Knabe oft und gerne aufhielt. Dass eigentlich nur dieses Haus in voller Größe und Breite kopiert werden könnte, das zweite als Altstadtjuwel gefeierte Haus dagegen, die Goldene Waage, nur zu zwei Dritteln, weil ihr rückwärtiger Teil sonst die denkmalgeschützten römischen Ausgrabungen im sogenannten „Historischen Garten“ verdecken würde, und dass das dritte zum Nachbau bestimmte Wahrzeichen, das „Rote Haus“ sogar nur zu einem Drittel wiedererstehen könnte, weil sonst die Rotunde der Schirn in Mitleidenschaft gezogen würde – all dies wird ignoriert von einer Euphorie, wie sie seit 1945 kein Bauvorhaben zwischen Dom und Römer hervorrief.

Deshalb auch ist Spott oder blinder Widerstand im Namen der Moderne fehl am Platze: Die zeitgenössische Architektur und ihre Schöpfer ernten, was sie in ihrer Ignoranz mit instinkt- und maßstabslosen Bauten (nicht nur) auf diesem Areal gesät haben. Ein Gang nämlich über das gegenwärtige Gelände führt einen durch eine wahre Mustersammlung so ambitionierter wie verfehlter Spätmoderne. Der Kernbau des Historischen Museums (Städtisches Hochbauamt, F. W. Jung 1972) an der Südseite des Römerbergs: ein grobes Kubengeschachtel in tristem rauhem Sichtbeton, ohne Bezüge zu den wenigen angrenzenden Denk-

mälern der Romanik und des Barock, und ohne Gespür für das ursprüngliche filigrane Wegenetz, auf das nicht nur die historischen Bauten, sondern sogar noch die Fünfiger-Jahre-Häuser des frühen Wiederaufbaus reagierten. Die Kulturschirn (Bangert, Janssen, Scholz, Schultes 1986): ein selbstgefälliger Koloss der Postmoderne, kokettierend mit dem EUR-Gelände Roms und nichts ahnend vom anmutigen Geschachtel, das sich ehemals, die Dominanz des Doms respektierend, an dieser Stelle ausbreitete. Schließlich das nun zum Abbruch vorgesehene Technische Rathaus (Bartsch, Thürwächter, Weber 1970): Ein Zyklop des Betonbrutalismus, der seine in raffinierte Polygone gegossene Ehrfurcht vor Louis Kahn an plumpen Waschbeton verrät und der von altstädtischem Bautengewimmel so viel versteht wie ein Elefant von Chirurgie. Bei jedem dieser Gebäude hagelte es Widerspruch seitens der Bürger, in jedem der Fälle setzten sich die Bauherren und Architekten darüber hinweg. So entstand ein heilloses Flickwerk aus Solitären, denen nur eines gemeinsam ist: die demonstrative Ahnungslosigkeit und Verachtung gegenüber dem architektonischen Herkommen und dem einstigen, in geringen Resten noch durchschimmernden Gesicht Frankfurts.

Wer angesichts solcher fataler Fehlschläge noch das Recht der Gegenwart auf eigenständigen architektonischen Ausdruck einfordert, der ist so verblendet wie jene Rekonstruktionswütigen, die im sklavischen Nachahmen des gewesenen das einzige Heil für Frankfurts Herz sehen. Die Rekonstruktionen werden, daran ist nicht mehr zu rütteln, kommen. Entscheidend ist somit, was auf den übrigen zur Neubebauung bestimmten Parzellen geschieht. Momentan setzen die zuständigen Behörden auf eine Gestaltungssatzung, die neuen Entwürfen in Stil und Material enge Grenzen setzt und darüber hinaus weitere Rekonstruktionen gestattet. Sollte nicht ein urplötzlicher allgemeiner Bewusstseinswandel eintreten – und warum sollte er? – liegt auf der Hand, was auf diesen Grundstücken geschehen wird: romantisierende weitere Rekonstruktionen à la „Ostzeile Römerberg“, (die bekanntlich statt authentischer Verschieferung anempfundenes Schmuckfachwerk zeigt) werden wetteifern mit geschmäcklerischen Neubauten, die statt Varianten der Frankfurter Bautraditionen Fassaden bieten werden, die im besten Fall gewitzte Paraphrasen dessen liefern werden, was Architektur-Lexika zum Hausbau der Gotik und des Barock dokumentieren, im schlechtesten Fall einen plakativen Neohistorismus, den Monumentalfilme wie „Der Herr der Ringe“, oder „Krieg der Sterne“ populär gemacht haben.

Nimmt man aber die Lösungen der Rekonstruktionsfreunde ernst, dass mit dem Alten Markt ein durch nichts zu ersetzendes Teilstück der Frankfurter Altstadt, das sinnliche handgreifliche Zeugnis ihrer Identität und Geschichte, sowie ein dringend notwendiger Ort der Geborgenheit, Kontinuität und des Selbstvertrauens der Gegenwart entstehen müsse – dass diese Maxi-

men derzeit in naive Schwärmerei und unbewusste Flucht vor der Wirklichkeit mündet, ändert nichts an ihrer Berechtigung – , nimmt man also die Argumente für eine neu-alte Bebauung ernst, bleibt nur eine einzige Möglichkeit: neu zu bauen unter Verwendung sämtlicher historischer Relikte. Sie werden Maßstab, Richter und Garant für das Gelingen sein, werden pretiösen Kitsch ebenso wie geschichtsverfälschende Nachempfindung im Zaum halten – und sie sind in Hülle und Fülle vorhanden.

Frankfurts Altstadt nämlich wurde nicht in den beiden berühmten Märznächten des Jahres 1944 zerstört. Zwar verheerten die Bomben einen Großteil von ihr, aber ausradiert wurde sie erst durch Sprengkommandos, die 1950 „reinen Tisch“ machten für einen modernen Wiederaufbau. So fanatisch die damals Verantwortlichen ihre Pläne durchsetzten, sie besaßen immerhin den Anstand, zuvor wertvolle Fragmente bergen zu lassen.

So wanderten Dutzende von steinernen Hauszeichen, Krag-, Schluss- und Maskensteine, Fassadenplastiken und Ziergitter in städtische Magazine. Das zugleich beschämendste und melancholischste Lager wurde die Ruine der 1944 ausgebrannten gotischen Karmeliterkirche. Bis zu deren Wiederaufbau als archäologisches Museum waren dort, bewohnt von Tauben und gestützt von maroden Bahnschwellen, Altstadtreste zu bizarren mementi mori aufgestapelt.

Gelegentlich barg man 1950 sogar vollständige Fassaden und Wände. So zum Beispiel eine spätgotische Hauskapelle, die unverhofft unter den Trümmern eines historistischen Geschäftshauses zutage gekommen war, und Teile des Rokoko-Festsaals, die den Brand des barocken Thurn-und-Taxis-Palais überstanden hatten. Doch derartige Pietät blieb selten: Der polygonale Treppenturm und die diamantierten Erdgeschossarkaden des 1619

Das 'Steinerne Haus', das heutig den Frankfurter Kunstverein beherbergt, wurde 1464 als eins der wenigen Alstadthäuser aus Stein gebaut. 1944 fast völlig zerstört, wurde es in den 60er Jahren rekonstruiert.



entstandenen berühmten Hauses „Zur Goldenen Waage“ beispielsweise wurden kurzerhand an einen Privatmann verkauft, der sie als pittoreske Laube im Garten seiner Vorstadtvilla wiederaufrichten ließ.

Die „Goldene Waage“ ist ein Zentralbau der Rekonstruktionspläne für das Areal zwischen Dom und Römer. Gemeinsam mit sechs anderen ehemals prominenten Häusern soll sie, sobald der Betonkoloss des Technischen Rathauses abgerissen ist, am einstigen Standort nachgebaut werden. Ihre Originalteile werden im Götzenhainer Garten bleiben; von den übrigen zum Nachbau vorgesehenen Bauten fehlen gar jegliche Reste, sie müssen Stein für Stein und Balken für Balken kopiert werden.

Es sei denn, für das zur Rekonstruktion vorgesehene Barokhaus „Zum Esslinger“ – das „Haus der Tante Melber“ – würde man dessen Seitenfront aus dem Magazin holen. Sie war 1906 bei der Bebauung der damals neuen Braubachstraße in einen

historisierenden Neubau integriert worden, überdauerte die Sprengung der Vorderhausruine 1950 und musste erst 1968 dem Technischen Rathaus weichen, wobei wenigstens die schmucken Fenstergitter, die opulent geschnitzten Klappläden sowie ein Wappenstein dem Historischen Museum überstellt wurden.

Beim selben Abriss verschwanden ein Renaissance-Erdgeschoss und ein weitläufiger barocker Altan mit Säulen und Balustern, die nun als einstige Bestandteile des verschwundenen Hofes „Zum Goldenen Lämmchen“ auferstehen sollen. Doch ob Bergung wie bei der Esslinger-Fassade oder sofortige Vernichtung wie beim Lämmchenhof – die Wirkung war die gleiche: Kaum außer Sicht, waren diese Fragmente vergessen. So vergessen wie nahezu alle Altstadt-Überreste, die seit nunmehr fünf Jahrzehnten verrottend auf Lager liegen.

Gegenüber dem historischen Museum liegt das einzige noch erhaltene mittelalterliche Fachwerkgebäude 'Wertheim'.

Der rekonstruierte 'Schwarzer Stern'. Unter Verwendung vorhandener Sandsteinteile des Erdgeschosses 1984 von den Architekten K. Henrici und K. G. Geiger gebaut.



Herrlichkeiten sind darunter wie die Schnitzfassade des Salzhauses von 1600, das bis 1944 Bestandteil des Römer war. Jahrzehntlang galt die Renaissancefront als verbrannt – ausgenommen vier Schmuckplatten mit Allegorien der Jahreszeiten, die den Ersatzbau der fünfziger Jahre zieren. Vor drei Jahren traute man seinen Augen nicht, als rund drei Fünftel der Fassade in einer Kabinettsausstellung des Historischen Museums präsentiert wurden: üppige Karyatiden und Atlanten, Löwenköpfe, Arabesken und Rosetten. Gleich ihnen lagern bocksbeinige eichenhölzerne Faune im Museumskeller, die den sogenannten „Großen Speicher“ schmückten, einen niederländischen Handelshof von 1616, den die Nazis 1938 wegen eines Straßendurchbruchs abgetragen und eingelagert hatten.

Drei ganze Fassaden also nebst zahllosen anderen Fragmenten warten auf ihre Wiederverwendung. Nicht zu vergessen die Schaufront des Darmstädter Hofes, eines stattlichen Barockpalais, Logis der Landgrafen von Hessen-Darmstadt auf Frankfurts Zeil, das schon 1898 – Beginn einer bis heute fortdauernden Tradition des Banausentums – zugunsten eines Warenhauses abgerissen wurde. Immer wieder, zuletzt 2002 in dieser Zeitung, hat man den kläglichen Zustand der im hiesigen Stadtwald modernden Kostbarkeit angeprangert. Umsonst: Nicht einmal einige der Maskensteine finden sich im Schaufenster des Historischen Museums am Römerberg, das besonders prächtige Altstadtreste als elegisch anrührende Pretiosensammlung des Verlorenen zeigt.

Doch was sollen Fassadenteile, Eckfiguren und Kragsteine in Vitrinen? Sie wirken einzig dann, wenn sie ihrer wahren Bestimmung dienen: elementare Bestandteile von Gebäuden zu sein. Nur im Verbund von Tragen und Lasten, im Stimmungs- und Lichtwechsel der Jahreszeiten und der Witterung entfaltet Baukunst ihre eigentliche Wirkung.

Wie bezwingend diese ist, beweist die Begeisterung, mit der die Frankfurter und die deutsche Öffentlichkeit auf das Rekonstruktionsvorhaben reagieren. Doch diese bedingungslose Begeisterung erinnert manchmal an jene Blindheit, mit der die Vorgängergeneration sich einer modernen Altstadt verschworen hatte. Wie unsere Großeltern verzückt auf die Visionen der Moderne starrten, starren wir in Bildbände, deren Altstadtfotos uns zeigen, welche entsetzlichen Verluste an Schönheit die Stadt Frankfurt hat hinnehmen müssen.

Dieser radikale Entzug hat unseren Blick getrübt. So scheint selbst Fachleuten nicht aufzufallen, dass beispielsweise mit dem „Hof zum Rebstock“, einem der zur Rekonstruktion bestimmten Wahrzeichen, nur ein erbarmenswertes Fragment rekonstruiert werden soll. Das eigentliche Haus Rebstock nämlich, ein mächtiger romanischer Kemenatenbau, wurde 1901 beim Durchbruch der erwähnten Braubachstraße abgerissen. Was blieb und nun kopiert werden soll, ist ein durchaus nobles Hinterhaus mit doppelten prächtigen hölzernen Laubengängen, die aber als Innenhoffront dem Privatgebrauch vorbehalten und nie zur Repräsentation gedacht waren.

Natürlich klingen Überlegungen wie diese angesichts der horrenden Verluste an historischer Substanz kleinkrämerisch. Der künftige neu-alte Rebstock wird seinen Zweck, Geborgenheit, Kontinuität und Tradition auszustrahlen, hervorragend erfüllen. Bleischwer dagegen wiegt die Aussicht, dass man für viele Millionen EUR spurlos verschwundene Bauwerke kopieren wird, während in den Magazinen wertvolle Originale vermodern. Nichts kann sie, und seien sie noch so lädiert, ersetzen. Das wusste man in Aachen, wo nach 1945 beim Wiederaufbau gerettete Fassadenteile (auch an anderer als der ursprünglichen Stelle) in Neubauten integriert wurden, bis eine zwar neue, doch in wichtigen Teilen historisch fundierte Altstadt entstanden war. Das Gegenbeispiel wächst momentan in Dresden heran, wo rund um die Frauenkirche Fassadenreproduktionen auf vorproduzierte Betoncontainer geheftet werden; das Ganze strahlt eine Kälte und Sterilität aus, die auch in Jahrzehnten nicht weichen wird.

Frankfurts Rekonstrukteure haben Dresden besucht und dies bemerkt. Deshalb will man hier um der Authentizität willen minutiös bis ins Detail rekonstruieren. Doch was ist authentischer, was übermittelt Geschichte und Tradition sinnfälliger und sinnvoller als ein Original? Zwanzig neue Häuser sollen die Lücken zwischen den geplanten Rekonstruktionen füllen. Hier sind einfühlsame und schöpferische Architekten gefordert, die sich der eingelagerten Altfrankfurter Steine annehmen, sie wiederverwenden und ihre Entwürfe in deren Dienst stellen. So werden Bauten entstehen, die das Alte bewahren, ohne die Gegenwart und ihren architektonischen Ausdruck an Pseudohistorie zu veraten. Frankfurts Altstadt ist nicht verschwunden, sie wartet in Kellern und Lagerstätten auf ihre Wiederkehr.

Auf der Suche nach der beständigen Form und dem zukunftsweisenden Inhalt

Neue Ideen zur Entwicklung des Bereiches zwischen Dom und Römerberg

Zur Bebauung des Bereiches Dom-Römerberg haben die wichtigen Protagonisten und Meinungsführer von Frankfurt am Main Position bezogen.

Ein großer Teil der Bürgerschaft wünscht sich eine mehr oder minder vollständige Rekonstruktion der ehemaligen Altstadt und reklamiert damit ihr Bewusstsein für Frankfurter Stadtgeschichte, während eine andere ebenfalls große Gruppe eine unkritische Rekonstruktion entschieden ablehnt und darin den fehlenden Respekt vor echten historischen Baudenkmalen erkennt.

Was sind die Gründe für diese widerstreitenden Positionen und welche alternativen Lösungen für neue Bauformen und Nutzungen gibt es?

Wiederentdeckte Stadtgeschichte als Versuch einer Verklärung der Vergangenheit

Welche Stadtgeschichte „erzählt“ der Dom-Römerberg? Es ist nicht nur die Geschichte einer spätgotischen Bürgerstadt, sondern auch die Geschichte ihres Niederganges im 18. Jahrhundert und ihrer grausamen Zerstörung in den Bombennächten von 1944.

Würde man durch eine bloße Rekonstruktion des Vorkriegszustandes dem Anspruch einer umfassenden Einbeziehung dieser Stadtgeschichte in den Bauentwurf gerecht werden?

Es gibt auch in Frankfurt am Main Beispiele, bei denen der Weg der Rekonstruktion eines Denkmals der Stadtgeschichte gewählt wurde.

Indem z. B. die Rekonstruktion des Goethehauses (1947 – 1951) sogar die (vermutete) Ausgestaltung der Wohnräume mit einbezog, wurden so der Familienalltag und die seinerzeitigen Lebensumstände des jungen Goethe aufs Neue lebendig. Taugt dieses Beispiel als allgemeingültiger Beleg der Machbarkeit von bloßer Rekonstruktion des Vormaligen? – Wohl kaum.

Sehr gute Beispiele für kritische Rekonstruktionen sind in der jüngeren Baugeschichte bekannt: So wurden die Schäden durch die Bomben des Zweiten Weltkrieges beim Wiederaufbau der Alten Pinakothek in München (1952 – 1955) durch den Architekten Hans Döllgast durch absichtsvollen Materialwechsel der wiederaufgebauten Gebäudeteile bewusst nicht verschwiegen. Auch die Frankfurter Paulskirche wurde bei ihrem Wiederaufbau 1947 nicht entsprechend der 1833 eingeweihten und im Krieg zerstörten Zentralkirche originalgetreu errichtet. Die Architekten Rudolf Schwarz, Gottlob Schaupp und Johannes Krahn hatten vor allem in der Gestaltung des Innenraumes sehr bewusst den Weg der kritischen Rekonstruktion gewählt und diesem Raum ein zeitgemäßes Gesicht gegeben.

In dem Wunsch, den Vorkriegszustand der ehemalige Altstadt als „Original“ wiederherzustellen, ist zunehmend eine Verklärung dieses ehemaligen Problemviertels und dessen baulichen Zustandes feststellbar.

Helmut Nordmeyer, der 2006 für das Institut für Stadtgeschichte die Ausstellung unter dem Titel „Die Frankfurter Altstadt gestern, heute, morgen“ zusammenstellte, sprach von einer „Überhöhung“ des verlorenen historischen Quartiers“. Die Dokumentation der Ausstellung sollte die Fakten zurechtrücken: „Nur bis ins 18. Jahrhundert hinein war in der Altstadt wirklich etwas los, dann kam der Abstieg.“ Während Frankfurt in der Neustadt, im Bereich von Börse, Rossmarkt und Hauptwache durch den Abbruch dortiger alter Häuser und die Errichtung prachtvoller Neubauten sich in eine neue bauliche Haut hüllte, blieb die Altstadt liegen wie sie war. „Die Reichen suchten das Weite, zurück blieb ein Elendsviertel“, analysierte der Frankfurt-Historiker. Eindrucksvolle Bilder aus dieser Zeit belegen diesen traurigen Zustand.

Nicht nur an heutigen Ansprüchen von Besonnung und Belichtung gemessen, war der Wohnwert dieses Viertels sehr gering, wie Dokumente des Institutes für Stadtgeschichte zeigen: „Wenig Luft wird daselbst gespühret, und die Sonne wirfft ihre Strahlen gleichsam im Vorbeigehen hinein“, hat ein Reisender namens Johann Bernhard Müller im 18. Jahrhundert ernüchternd in die Annalen eingeschrieben.

Der Versuch, die umfassende Geschichte eines Ortes durch unkritische Rekonstruktion einer vormaligen Bebauung angemessen zu beachten schlägt regelmäßig dann fehl, wenn Baugeschichte als „Steinbruch“ missbraucht wird. Indem nur die äußeren Hüllen einzelner Gebäude der ehem. Altstadt, wie z. B. die Goldene Waage oder das Rote Haus ohne den räumlichen Zusammenhang zum vormaligen Gesamtkontext neu entstehen, dient dies nur der Romantisierung des spätmittelalterlichen Bauens, ohne die Gesamtheit der damaligen Lebensumstände abzubilden.

Wiederholt wird im Zusammenhang damit der Begriff „Heimat“ genannt. Wessen „Heimat“ war denn wirklich die Frankfurter Altstadt? Wer der heutigen Diskutanten, kannte die Altstadt, lebte wirklich dort?

Echtes Heimatgefühl entsteht nur dort, wo ein Ort die tatsächliche, selbst erlebte Kindheit und Jugend authentisch wiedergibt. So besteht in der derzeitigen öffentlichen Diskussion wohl vielmehr die Absicht, eine symbolische Gleichsetzung von: „engen Altstadtgassen, verwinkelten Häusern und Fachwerk“ mit Empfindungen wie „Heimatgefühl und Geborgenheit“ zu suggerieren, in der bilderbuchartig die vermeintlich „gute alte Zeit“ neu entstehen soll.



Stadthaus Ulm, Architekt Richard Meier, 1993
Foto: Gregor Fröhlich

Sehnsucht einer Stadtgesellschaft nach Beständigkeit

In einer sich stärker beschleunigenden globalisierten Welt, einer Zeit, in der auch bauliche Moden in immer kürzeren Abständen ausgetauscht werden und in der „das dann Unmoderne“ zugleich als „das dann Minderwertige“ herabgestuft wird, führt dies zu einer zunehmenden Verunsicherung der wertorientierten Bürgergesellschaft in Fragen der Baukultur. Zugleich wächst die Sehnsucht nach der Verbindung von Modernität und Zeitbezogenheit einerseits und Wertbeständigkeit und Zeitlosigkeit andererseits.

Der Weg, beim Dom-Römerberg auf historische Bauformen zurückzugreifen, erscheint heute vielen Bürger/Innen als „Königsweg“ einer in baulichen- und Formfrage verunsicherten Stadtgesellschaft. Entledigt diese Entscheidung doch die verantwortlichen Gremien der Verpflichtung für zeitgemäßes Bauen, verspricht zugleich eine vermeintliche Beständigkeit und Zeitlosigkeit, und lockt mit dem falschen Versprechen, dem „Teufelskreis“ architektonischer Irrungen entrinnen zu können. Mit unklaren Begriffen wie „Bewahrung des historischen Erbes“ und „Spurensicherung“ wird dabei die Kraftlosigkeit und Verzagtetheit der Verantwortlichen verschleiert und das mangelnde Zutrauen in die zeitgenössische Architektur überdeckt.

Es entspricht dem Zeitgeist, einer sich immer stärker beschleunigenden Zeit das Bild einer vermeintlich besseren Vergangenheit entgegenzuhalten.



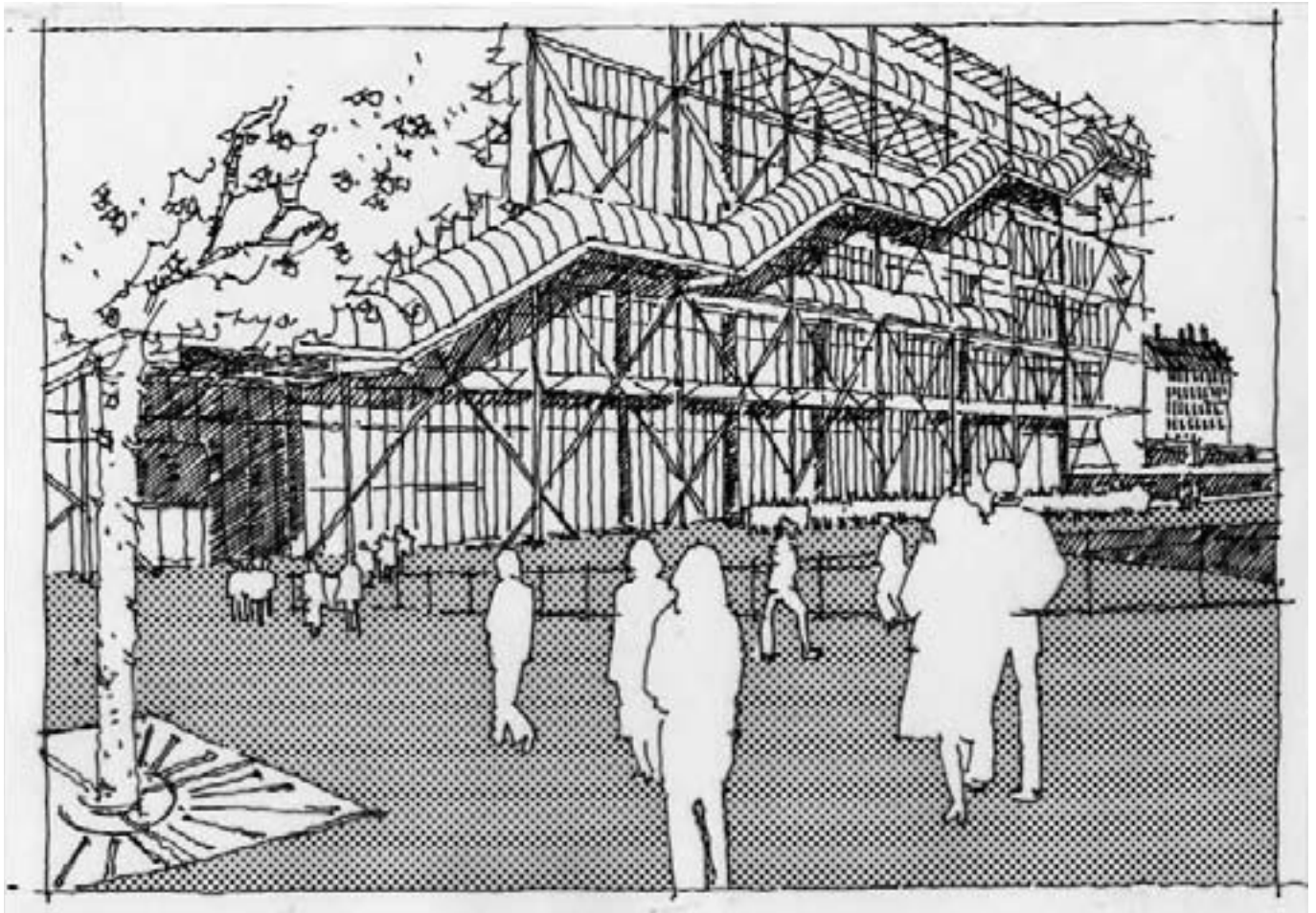
Spitze Dächer alleine machen noch keinen interessanten Städtebau aus.
Foto: Gregor Fröhlich

Für die Entscheidung zu Gunsten dieses neuen Stadtbereiches reichen aber nicht die angenehmen Erinnerungen an schöne Ferien in der Toskana oder die bezaubernden Gassen einer Kleinstadt der Provence. Frankfurt am Main ist auch nicht Bamberg oder Tübingen.

Bei aller Sehnsucht nach zeitloser Bebauung: Es geht um die richtungsweisende Entscheidung zur Zukunft eines des zentralsten Bereiches von Frankfurt am Main.

Berechtigte Kritik an Beispielen zeitgenössischer Architektur

Das fehlende Zutrauen in die formale Qualität des zeitgenössischen Bauens ist zugleich auch eine Kritik an vielen Beispielen aktueller Architektur, die im Bemühen nach Internationalität auch bei unterschiedlichen Aufgabenstellungen durch ständige Wiederholung hinlänglich bekannter baulicher Ausdrucksformen und ohne Liebe zum Detail immer gleichförmiger wird. Es ist teilweise eine Architektur, die Einfachheit, Erhabenheit und Klarheit mit puristischer Banalität, ungestalteter Grobheit und formaler Langeweile verwechselt, eine Architektur, die den Entwurfsprozess offensichtlich schon in einer Phase als abgeschlossen erklärt hat, in der hochgeschätzte Baukünstler wie z. B. Carlo Scarpa, Heinz Bienefeld oder Emil Steffan noch daran arbeiteten, ihren Gebäuden in der Liebe zur Form und zum Detail jene unverwechselbare Anmutung zu verleihen, die wir noch heute bewundern.



Centre Pompidou, Zeichnung: Gregor Fröhlich

Wie kann eine zeitgemäße Architektur aussehen, die im besten Sinne „Baukunst“ ist, ohne dabei modernistisch und willkürlich zu erscheinen?

Der von vielen Bürger/Innen Frankfurts angestrebte vermeintliche „Königsweg“, d. h. die Rekonstruktion der alten Fachwerkhäuser verspricht zunächst, allen gestalterischen Problemen der Formgebung entgehen zu können. Alleine durch die historischen, konstruktiven Gesetzmäßigkeiten der hölzernen Fachwerke und deren Sichtbarmachen entstünde ein Gestaltungsrhythmus, der nicht nur eine bildhafte Richtigkeit vorgäbe, sondern dieser auch entspräche.

Es muss jedoch für die zeitgenössische Architektur als Herausforderung angesehen werden, einem heutigen Gestaltungsdenken gerecht zu werden, ohne als „Rettung in der Not“ auf die bloße Kopie der Elemente einer baulichen Vergangenheit zurückzugreifen. Das jüngst vom Architekturbüro PAS Jourdan & Müller entworfene und realisierte „Haus am Dom“ zeigt diesen Weg in die richtige Richtung.

Es genügt eben keine banalisierende Architektursprache nach dem Motto: „Hauptsache, die Gassen werden eng und verwinkelt und die Gebäude werden schmal und bekommen Spitzdächer“.

Die notwendige Diskussion über die künftige Bebauung darf nicht zu einer schieren Diskussion über Gebäudetypologien, Fassaden und Dachformen verkümmern mit dem Ziel, diese Ergebnisse in eine wohlmeinende Gestaltungssatzung zu zementieren, sondern muss die gesamte städtebauliche Konzeption im Blick behalten, d. h. auch die Bildung neuer städtebaulicher Räume und deren Proportion.

Ein neues kulturelles Zentrum für eine veränderte Stadtgesellschaft

Wenngleich auch bei den Befürwortern der Rekonstruktion Übereinstimmung darüber herrscht, dass die künftige Bebauung nicht mehr die gleichen Nutzungen beherbergen soll, nämlich

überwiegend Kleinstwohnungen und Handwerkerhöfe, wie sie in der ehemaligen Altstadt vorhanden waren, so besteht doch trotzdem weitgehende Unklarheit über die Nutzungen und Funktionen der neuen Bebauung.

Soll es eine Ansammlung von Boutiquen für Haute Couture oder Nobeldesign, vermischt mit Souvenirläden, Straßencafes und Erlebnisgastronomie, ergänzt um Wohnungen für Juppies und Büros für Freiberufler usw. sein? So sehr nationale und internationale Gäste und Besucher/Innen in Frankfurt als einer weltoffenen Großstadt willkommen sind, so wenig kann sich der Dom-Römerberg an den temporären Bedürfnissen dieser Gäste orientieren und zum Eldorado fotografierender Japaner, Koreaner und Chinesen werden.

Auch dann, wenn die Bebauung mit zeitgenössischer Architektur realisiert wird, darf sich das Nutzungskonzept nicht an der kurzatmigen Nachfrage des Immobilienmarktes orientieren. Als Beispiel hierfür mag die Bebauung des Bereiches rund um Groß-St.-Martin in Köln gelten, die Anfang der 70er Jahre vom Architekturbüro Prof. Schürmann geplant wurde und bei der eine ähnliche Aufgabenstellung wie in Frankfurt bestand. Wenngleich dieses Viertel auch heute noch einem kritischen, architektonischen Blick standhält, sowenig ist doch der dortige Nutzungsmix für den Dom-Römerberg nachahmenswert.

Frankfurt am Main als wirtschaftliches und kulturelles Zentrum der RheinMainRegion und damit auch in Konkurrenz zu den anderen wichtigen nationalen und europäischen Stadtregionen, muss die Diskussion zur Nutzung auch vor dem Hintergrund ihrer regionalen und überregionalen Bedeutung führen. Es geht jedoch nicht darum, regionale Nutzungsdefizite auszugleichen, sondern darum, ein sichtbares Zeichen für Frankfurt am Main als zentralen Ort dieser Region entstehen zu lassen.

Dom und Römer, diesen beiden bedeutenden Zeugen einer mittelalterlichen Herrschaftsform und Gesellschaftsordnung, gebührt in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft eine Nutzung, die der Wertigkeit dieses Ortes gerecht wird, eine Nutzung, die in dieser zukunftsorientierten Stadt in bestem Sinne „städtisch“ ist und nicht Urbanität inszeniert.

Dieser hohen Bedeutung des Ortes kann z. B. ein überregionales und internationales Kultur- und Kommunikationszentrum gerecht werden, in dem in großzügiger Weise bedeutende Ausstellungen der Malerei, Grafik oder Fotografie, wichtige Wirtschaftskongresse aber zugleich auch größere Veranstaltungen der Frankfurter Bürgerschaft stattfinden können.

Eine solche Einrichtung könnte zugleich auch Kommunikationszentrum und Forum unterschiedlicher Medien in Verbindung mit den wichtigen Universitäten, Hochschulen und Forschungsgesellschaften des RheinMainGebietes, Bürgergruppen und Wirtschaftsverbänden sein und so zum Schmelztiegel zukunfts-

orientierter Urbanität einer sich stetig verändernden Stadtgesellschaft werden. Was Ulm im kleineren Maßstab mit dem neuen Stadthaus am Münster des Architekten Richard Meier gelang, müsste Frankfurt am Main doch auch im größeren Maßstab gelingen.

Natürlich verfügt Frankfurt schon heute über großartige Museen. Doch haben international wahrgenommene Ausstellungen wie z. B. die Rembrandt-Ausstellung oder Gärten in der Kunst im Städel deutlich die räumliche Begrenztheit dieses Museums spürbar werden lassen und bei den Besuchern trotz hervorragender Exponate einen provinziellen Gesamteindruck hinterlassen. Die provisorische Eingangssituation innerhalb des Städel bei diversen Ausstellungen haben deutlich gezeigt, dass dieses Museum auf solche bedeutenden Kunstaussstellungen nicht wirklich vorbereitet ist.

Auch ist die Schirn wegen der Raumzuschnitte und der Gesamtkapazität nicht wirklich in der Lage, vergleichbar z. B. dem Centre Georges Pompidou in Paris oder anderen wirklich bedeutenden Museen international große Einzelausstellungen großzügig zu präsentieren. Eine entsprechende Erweiterung der Schirn zu einem solchen Kunst- und Kulturzentrum unter Einbeziehung der Flächen und Überbauung des Archäologischen Gartens könnte das hierfür notwendige Raumangebot bereitstellen. In einem solchen Gebäude wäre auch Raum, die umfassende „Geschichte des Ortes“ zu „erzählen“.

Die Diskussion zu Nutzung und Bauform zwischen Dom und Römerberg ist noch nicht abgeschlossen. Sie hat erst begonnen.

Der Römerberg – ein Forum der Zukunft

Plädoyer für einen kulturellen Ort von regionaler und internationaler Ausstrahlungskraft

Welche Aufgaben hat der Römerberg?

Unser Leben spielt sich heute in den meisten Fällen in weitläufigen Stadtregionen ab. Viele Kilometer werden täglich mit dem Auto, der Bahn, manchmal sogar mit dem Flugzeug zurückgelegt, um zur Arbeit, zur Schule, zum Einkaufen, zum Freizeitvergnügen oder dem Sport zu gelangen. Dadurch sind wir alle auf die eine oder andere Weise zu Pendlern geworden, wobei wir die Orte zwischen den einzelnen Zielpunkten kaum mehr kennen. Unser Erleben hat sich fragmentarisiert. Umso wichtiger ist es daher, Zentren und alltagsrelevante Orte wie den Römerberg in den Stadtregionen zu erhalten und zu stärken. In einer global vernetzten Welt dienen solche Zentren der Identifikation und damit der Entfaltung von bedeutungsvollen Bezugspunkten im Alltagsleben.

Wie aber können solche Zentren in einer Stadt wie Frankfurt am Main beschaffen sein? Wie schlägt das Herz einer Stadt, die während des Krieges zu großen Teilen zerstört wurde und mittlerweile zu einem bedeutenden Drehpunkt der internationalen Finanz- und Güterströme heranwuchs?

Frankfurt ist zu einer Global City, zu einer Weltstadt, geworden, die vielfältige Aufgaben – lokal und global – wahrzunehmen hat. Angesichts dieser Entwicklung ist es unabdingbar geworden, dass die Diskussion um die Bebauung des Römerberges vor den Fragen nach der Form, nach der formalen Ausgestaltung und nach dem ästhetischen Erscheinungsbild, zu allererst die Frage nach der spezifischen, zeitgenössischen, *funktionalen und symbolischen Bedeutung* dieses Ortes innerhalb der Stadt Frankfurt, aber auch innerhalb der gesamten Stadtregion Rhein-Main, zu stellen hat. Wir müssen also zunächst fragen:

- Wie ist das funktionale Programm?
- Welches sind die angemessenen Nutzungen, die an dieser Stelle heute und in Zukunft verwirklicht werden sollen?
- Wie kann die internationale Ausstrahlungskraft eines so wichtigen Ortes gestärkt werden?

Ein öffentlicher „Saal“ der Stadt und der Region

Alle am Römerberg anvisierten Funktionen und Bedeutungen sind heute im Kontext einer international eingebetteten und ausstrahlenden Stadtregion zu sehen. Der Römerberg soll daher wieder zu einem öffentlichen „Saal“ der Stadt und der Region werden, der ihre besten Seiten repräsentiert. Dazu muss man den Römerberg für verschiedenste öffentlichkeitsrelevante Aktivitäten öff-

nen. So wichtig die Rückkehr des Wohnens in die Innenstadt auch sein mag, an dieser Stelle bliebe es stets quantitativ marginal und dazu auf ein exklusives Publikum reduziert. Wer daher damit liebäugelt, Wohnungen im Herzen Frankfurts zu errichten, sollte sich im Klaren darüber sein, dass die meisten Menschen der Stadt und der Region – also diejenigen Menschen, welchen das Herz oder der „Saal“ der Stadt auch „gehört“ – von diesem Zentrum mehr oder weniger ausgeschlossen bleiben werden. Mit ein paar Luxus(zweit)wohnungen für Wohlbetuchte, Erlebnisgastronomie, Nobelboutiquen und Souvenirläden wird die erhoffte Urbanität nicht hergestellt werden können. Der Römerberg bliebe letztlich seinerseits ein isoliertes „Fragment“ und trüge auf diese Weise nicht zur wirklichen Belebung der Innenstadt bei (siehe das Beispiel der Stadthäuser in der Saalgasse).

Eine solche Entwicklung wäre der historischen Bedeutung dieses Ortes als dem Herzen einer traditionsreichen Kultur, Handels- und Finanzmetropole nicht angemessen.

Das kulturelle Zentrum einer Internationalen Stadtregion

Weder funktional noch symbolisch besitzt der Bereich zwischen Römer und Dom heute die Bedeutung eines „Herzens der Stadt“. Dennoch ist und bleibt er ein wichtiger und exponierter Ort unter den vielfältigen Angeboten, welche die Bürger der Stadt(region) tagtäglich in Anspruch nehmen. An dieser Stelle sollte deshalb in erster Linie wieder ein Ort mit einer wahrhaft in die Stadt, in die Region und auch in die Welt ausstrahlenden *öffentlichen und kulturellen Funktion* entstehen. Darunter kann man sich vorstellen:

- ein Kulturforum (Kunst, Politik, Wissenschaft, Alltagskultur) mit weltweiter Bedeutung
- ein öffentliches „Fenster“ der Hochschulen und Wissenschaften der Region, die sich hier als „Wissensregion“ darstellen könnte
- ein identität stiftendes Zentrum für die Menschen der Region

Frankfurt hat hervorragende Voraussetzungen ein solch ambitioniertes Programm zu realisieren: im Herzen der Stadt, zwischen Museumsufer, der Messe, den Finanzplätzen, Hochschulen sowie den unzähligen international tätigen Firmen und Wissenschaftseinrichtungen, einem der bedeutendsten Flughäfen der Welt und in unmittelbarer Nähe zum symbolträchtigen Gebäude der Paulskirche.

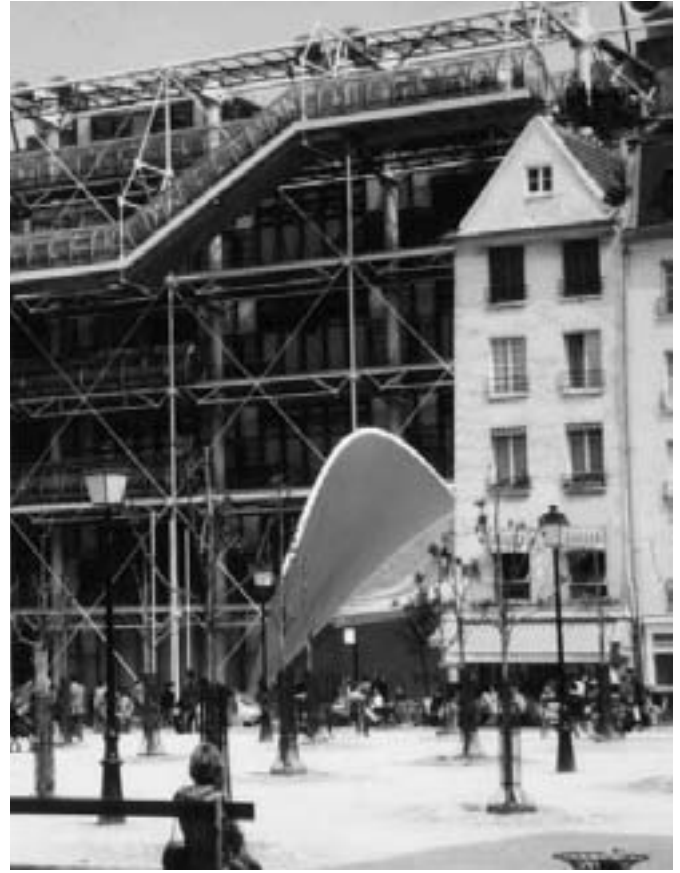


Alt und Neu: Nîmes – Maison Carrée neben Kulturzentrum Carré d'Art, Architekt Norman Foster, 1993
Foto: Michael Peterk

Welche Architektur braucht der Römerberg?

In Frankfurt herrscht zur Zeit ein offensichtlicher *Widerspruch* zwischen der Rekonstruktionsdebatte für einen kleinen Teil der vormals mittelalterlichen Altstadt zwischen Römer und Dom und der zeitgleichen Präsentation des Entwurfs eines neuen Hochhausrahmenplans mit Vorstellungen zum Ausbau einer internationalen zeitgenössischen vertikalen Hochhausstadt, die mit den Metropolen und Global Cities der Welt – auch in ihrer architektonischen und städtebaulichen Gestalt – mithalten will. Dabei treffen zwei scheinbar völlig konträre Vorstellungen von Stadt aufeinander.

Die heftige Debatte zeigt einerseits, dass die bloße Modernisierung der Stadt allein nicht ausreicht, die emotionalen Bedürfnisse ihrer Bewohner zu befriedigen. Es gibt offensichtlich durchaus ein tiefer gehendes Bedürfnis nach Identität stiftenden Orten, nach Orten der Beheimatung, in einer global sich immer ähnlicher und einheitlicher werdenden Welt.



Neu und Alt: Paris – Centre Pompidou, Architekten Renzo Piano, Richard Rogers, Gianfranco Franchini, 1977 neben alter Bebauung des 4. Arrdt.
Foto: Tibor Pasztory

Weder bloße Modernisierung noch rückwärts-gewandte Maskerade

Andererseits kann eine bloß rückwärtsgewandte Maskerade, d. h. die Inszenierung eines Stückchens Altstadtkulisse, ebenfalls keine wirkliche Identität schaffen. Sie wäre eine Täuschung, und das würden die Menschen spüren. Eine derartige Maskerade wäre der *falsche Weg*. Sie reduziert die Tragweite der eigentlichen Frage nach Heimat – OB Roth in der Frankfurter Neuen Presse vom 12.04.2007: „Unser Ziel ist eine Altstadt, die (...) das Gefühl von Heimat vermittelt“ – auf eine rein oberflächliche und vordergründige Inszenierung einer längst vergangenen und überholten Zeit. Wir wollen kein Disneyland im Herzen Frankfurts. Wahre städtische Kultur und wahre Werte entstehen nicht in einem passiven Rückgriff auf Vergangenes. Stattdessen müssen sie in schwierigen Situationen – wie der gegenwärtigen – *immer wieder neu geschaffen werden*. Nur dadurch bleibt eine Kultur glaubhaft und lebendig. Frankfurt und seine Bewohner sollten daher den Mut dazu haben, diese Anstrengung auf sich zu nehmen.

Wahre städtische Kultur muss immer wieder neu geschaffen werden

Nur mit einer zeitgenössischen Architektursprache und einem zeitgenössischen Städtebau kann den besonderen Herausforderungen dieses bedeutenden zukunftsweisenden Ortes entsprochen werden.

Die in einer öffentlichen Diskussion zu erarbeitenden Bedeutungen und Funktionen dieses Herzens der Stadt sind in diesem Sinne in eine *zeitgemäße Architektursprache* zu gießen, die wichtige Anforderungen zu erfüllen hat:

- Sie hat sich in den besonderen architektonischen und städtebaulichen Kontext einzubinden.
- Sie hat die Struktur und Maßstäblichkeit der umgebenden Stadt, deren Netzwerk von Wegen und städtischen Räumen zu respektieren.
- Es muss eine Architektur entstehen, die qualitätvolle und attraktive öffentliche Räume ausbildet, welche wieder eine emotionale Bindung an dieses Zentrum erzeugen können.

Über einen bloß additiven, aber letztendlich auch nur kosmetischen, pseudohistorischen „Parzellierungsplan“ hinaus kann somit zwischen Römer und Dom wieder ein komplexer Stadtraum entstehen, in dem Alt und Neu, Historie und Moderne in einer Symbiose zusammen kommen, die zu einer neuen Identität dieses zentralen Bereiches der Stadt führen. Es gibt hervorragende Präzedenzbeispiele für solch gelungene Architekturen: Man denke etwa an das Centre Pompidou von Renzo Piano und Richard Rogers in Paris oder an das Kulturzentrum von Norman Foster in Nîmes, das gleich neben dem Monument der Maison Carrée, einem antiken römischen Tempel, steht und diesem erst das angemessene Forum bereitet.

Die „Berufung“ der Kultur-, Handels- und Finanzmetropole Frankfurt

Eine solche Architektur, die wirkliche Atmosphäre erzeugen kann, wird ihrerseits auch Tourismus aus nah und fern anziehen können – und dies sicherlich nicht in einem geringeren Maße als eine rekonstruierte Altstadtkulisse. Die das Mittelalter suchenden Touristen mögen dieses dort aufsuchen, wo es realiter gegeben ist: in Rothenburg und anderen Städten. Frankfurt – und auch das gehört zu seiner Tradition – hat hier zweifellos ganz andere Qualitäten, eine andere „Berufung“ in seiner Bedeutung als weltweit bekannte Kultur, Handels- und Finanzmetropole.

Wie soll man die Zukunft des Römerbergs angehen?

Wir fordern daher dazu auf, noch einmal grundlegend über die Zukunft dieses bedeutenden Ortes nachzudenken. Keine Mühen sollten dafür zu groß sein. Der Wettbewerb und das anschließende Planungsverfahren haben sich nicht die eigentliche Frage nach der aktuellen und künftigen Bedeutung dieses Ortes gestellt. Es sind noch keine abschließenden Entscheidungen gefallen. Ein wirklich großer Verlust entstünde aber dann, wenn das Herz der Stadt für das kulturelle Selbstverständnis der Region und für die Menschen verloren ginge.

Mut zur Einstellung des laufenden Planungsverfahrens

Wir plädieren daher eindringlich dafür, den Mut aufzubringen zur *Einstellung* des laufenden Planungsverfahrens. (Es gab ja auch bereits in der Vergangenheit unzählige Verfahren gerade für diesen Ort). Es gibt keine wirkliche Eile. Noch ist genügend Zeit gegeben. (Viele Fragen des Abrisses des Technischen Rathauses etc. sind – wie sich jetzt immer deutlicher herausstellt – bei weitem noch nicht geklärt.)

Wir plädieren daher weiter für einen *neuen, breit angelegten Diskurs* über die Bedeutung und Nutzung dieses Ortes, der dann in einer von einer breiten Öffentlichkeit getragenen Programmentwicklung münden kann.

Neuer Architekturwettbewerb – nur die besten Ideen aus aller Welt sind gut genug für den Römerberg

Wir plädieren auch dafür, einen neuen *Architekturwettbewerb* für dieses öffentliche Programm auszuschreiben. Dabei muss es sich um einen offenen und internationalen Wettbewerb handeln, um aus den besten Ideen die besten Wege in die Zukunft des Römerberges herausfinden zu können. Aus einem zukunftssträchtigen Städte-Bauprojekt des 21. Jh. würde eine enorme Prestigewirkung für die Stadt entstehen. An anderen Orten hat man diese positive Erfahrung gemacht – in Barcelona, London, Paris – mit Identität stiftendem Ergebnis für die Städte und die umliegenden Regionen. Auch Frankfurt sollte ein Ort mit höchster Anziehungskraft und ein Identitätspotential für die Bewohner von Rhein-Main ebenso wie für die Menschen aus aller Welt werden.

Den großen Schritt in die Zukunft wagen

Mit der Umgestaltung des Römerberges könnte man einen Schritt in diese Richtung machen – und zwar dann, wenn man sich nicht mit einer kleinmütigen Bebauung abgibt, sondern stattdessen den großen Schritt in die Zukunft wagt.

Haus am Dom

Das katholische Kultur- und Begegnungszentrum in Frankfurt am Main

Vorbemerkung. Der Beschluss, das Technische Rathaus in Frankfurts historischer Stadtmitte abzureißen, löste eine teils hitzig geführte Debatte um die städtebauliche Neuordnung des Bereichs zwischen Dom, Kunsthalle Schirn und Römerberg aus, die noch in vollem Gange ist. Mit der Ankündigung, nun auch das Historische Museum an der Südseite des Römerbergs, einen kubischen Sichtbetonbau aus den 1970er Jahren, durch einen Neubau zu ersetzen, entspricht der Magistrat dem Wunsch vieler BürgerInnen nach einer kleinteiligen Bebauung, die den historischen Quartiersgrundriss des 1943 fast vollständig zerstörten Areals in Erinnerung ruft, alte Wegeverbindung wieder erlebbar macht und dabei städtebaulich sensibel neubebaut. Zu Beginn dieses Jahres und im Kontrast zum „mainstream“ der Debatte wurde mit dem Haus am Dom inmitten des derart umstrittenen Stadtraums das erste gebaute Beispiel für eine architektonische Haltung eingeweiht, die „die Geschichte ins Entwerfen bringt“ (D. Hoffmann-Axthelm). Dabei geht es um nicht mehr und nicht weniger als um die Anerkennung der Prozesshaftigkeit von Geschichte und insbesondere der Stadtgeschichte. Als solche entwerferisch ausdrücklich anerkannt, ist Stadtgeschichte dabei kein Objekt fragwürdiger Nostalgie, sondern der maßgebende Ausgangspunkt für „das Hereingenommenwerden der Zeit ins Entwerfen. (...) Das Ergebnis der historischen Anstrengung ist denn auch genau die Umkehrung dessen, was die Leute sich eigentlich davon erwarten. Es ist keine Zurückversetzung in das, was einmal war, sondern die allergenaueste Weise von Vergegenwärtigung.“¹ Insofern stellt das Haus am Dom einen Beitrag – den bisher gelungensten Beitrag zu Debatte selbst dar.

Gebaute Stadtreparatur

Den Wettbewerb für das vor kurzem eröffnete Frankfurter „Haus am Dom“ hatten die Architekten Jochem Jourdan und Bernhard Müller 2001 vor allem deshalb gewonnen, weil es ihnen gelungen war, Teile des ehemaligen Hauptzollamts aus dem Jahr 1927 geschickt in ihren Entwurf zu integrieren und zugleich einen der empfindlichsten innerstädtischen Bereiche Frankfurts, den zwischen Braubachstraße, Dom und angrenzender Kunsthalle Schirn neu zu gliedern. Das vielgestaltige Ensemble dient der Stadt seit einigen Wochen als kirchliches Tagungs-, Ausstellungs- und Verwaltungsgebäude.

Um die Geschichte des für Frankfurt so bedeutenden Areals mit architektonischen Mitteln sichtbar zu machen, orientierten sich die Planer bei ihrem Um- und Neubau an den maßlichen Bedingungen der näheren Umgebung und ordneten die Volumen des neuen Gebäudekomplexes aus seinem Verhältnis zum unmittelbar benachbarten Sakralbau.

So brachen sie den zum Dom hin orientierten Kopfbau des alten Zollamts ab und ersetzten ihn durch einen neuen, höheren Baukörper, den sie durch ein gläsernes Foyer mit dem Altbau verbanden und durch große Öffnungen, Materialwechsel sowie geschickt platzierte Vor- und Rücksprünge spannungsreich gliederten. Dabei folgen die beiden ungleichen Bauteile der sanften Biegung der Domstraße und nehmen in der zum Domturm hin orientierten Höhenstaffelung ihrer mit Schiefer gedeckten steilen Satteldächer das Motiv der mittelalterlichen Parzellierung auf. Indem die Planer die bisher unmittelbar am Dom befindliche Einfahrt der Tiefgarage aus den 1970er Jahren auf die Rückseite des Zollamts verlegten und den Weg der Fahrzeuge durch eine Unterfahrt kanalisieren, gewannen sie den Domplatz zurück, dessen schöne Proportion, nun durch den Neubau zusätzlich gefasst, unmittelbar wahrnehmbar ist. Der Domstraße wurde so ihr beschaulicher Charakter zurückgegeben, den sie durch das ruppige Betonmaul der Tiefgarage eingebüßt hatte. Die Umgestaltung des Baus und des ihn umgebenden Raums wird man besonders im Sommer würdigen können, wenn sich die gesamte Front der im Erdgeschoss untergebrachten Gaststätte zum Platz vor dem Dom hin öffnet.

Plattform zwischen Kirche und Gesellschaft

In dem Gebäude sind verschiedene Einrichtungen der katholischen Stadtkirche Frankfurt und des Bistums Limburg untergebracht. „Das Haus soll als Plattform zwischen Kirche und Gesellschaft genutzt werden. Es geht darum, christliche Themen in die moderne Zeit zu setzen“, sagte der Kulturdezernent des Bistums, Eckhard Nordhofen, bei der Eröffnung im Januar. Daher werde die Einrichtung unter anderem mit der Katholischen Hochschule St. Georgen, dem Deutschen Filmmuseum und der Universität Frankfurt zusammenarbeiten. Kernstück des Hauses ist das Akademische Zentrum Rabanus Maurus, in dem seit einigen Wochen Gesprächsrunden, Filmreihen und Akademietagungen stattfinden. Neben den Tagungsräumen beherbergt das Haus eine Bibliothek, ein Restaurant, Büroräume und großzügige Ausstellungsflächen, die das benachbarte Museum für Moderne Kunst nutzen wird. Zusätzliche Ausstellungsräume im Souterrain stehen dem Dommuseum zur Verfügung, eventuelle Nutzungsüberlagerungen sind ausdrücklich gewünscht.

Das alte Hauptzollamt – mehr als ein Fragment

Das von Werner Hebebrand im Stil der Neuen Sachlichkeit entworfene, im Krieg schwer beschädigte und unter seiner Leitung mit bescheidenen Mitteln wieder restaurierte Hauptzollamt wurde im Zug des Umbaus zum „Haus am Dom“ komplett

saniert. Dabei wurden alle gestalterisch wichtigen Bauteile des Altbaus so in das Erneuerungskonzept integriert, dass sie als solche erkennbar blieben und markant hervortreten: Die Bandfasaden zur Domstraße und zum Zollhof des Langbaus in ihrer feinen Natursteingliederung aus Kirchheimer Muschelkalk wurden erhalten. Die Stahlsprossenfenster wurden gereinigt und saniert ebenso die bauplastischen Elemente, ein Frankfurter Stadtwappen mit der reliefierten Jahreszahl 1927. Die gebogenen Erschließungsflure der Verwaltungsbereiche wurden im Geiste der 1920er Jahre betont farbig gestaltet und präsentieren ihre gerundeten Türleibungen als schönes zeittypisches Detail. An der Nordseite zur Braubachstraße hin liegt das architektonisch bedeutsame Treppenhaus, das mit seiner filigranen Überockverglasung die frühe Moderne anruft und durch abstrakte Glasbilder von Hans Leistikow akzentuiert wird.

Den vom MMK als Ausstellungsraum genutzten Zollhaussaal erreichen die Besucher über einen separaten Eingang von der Braubachstraße. Der schöne dreischiffige Saal mit seinen Klinkerpfählern wurde sorgfältig wiederhergestellt, hier lebt nun die ihm eigene Atmosphäre symbolischer Überhöhung wieder auf, weshalb er sich besonders sowohl für künstlerische wie für religiöse Veranstaltungen eignet. Durch seine parallele Anbindung an das Glasfoyer des Neubaus kann der 350 qm große und durch seine großen Stahlsprossenfenster von zwei Seiten belichtete Raum auch für Tagungen genutzt werden, indem die früher nur einfach verglasten Fenster durch Hinzufügung einer zweiten Verglasung zu Kastenfenstern wurden, genügen sie den heutigen energetischen Anforderungen, ohne dass ihr äußeres Erscheinungsbild verändert wurde. Der stark beschädigte Fußboden aus gebrannten Klinkern wurde durch einen dunklen Magnesitestrich ersetzt; ein Klinkerfries erinnert an den früheren Bodenbelag.

Zwischen den sensibel verschränkten Baugliedern des Alt- und des Neubaus befindet sich die von den Architekten „Lichtfuge“ genannte große Eingangshalle, von der die Besucher über Treppen, Aufzüge, große Loggien, breite Galerien und Nischen in die Veranstaltungsräume, die Präsenzbibliothek und in die Büros gelangen. Die skulptural zerklüftete Form dieser Eingangshalle markiert die schon durch Materialwechsel Stein-Glas-Putz unterstrichene Zäsur zwischen Alt und Neu und stellt zwischen den

beiden Bauteilen doch eine ausdrückliche Verbindung her, indem sie die Höhenlinie des steinernen Sockels aufnimmt und das horizontale Band fortsetzt. Über ihre prismatisch geknickte gläserne Haut bezieht die Lichtfuge den Außenraum ins Innere ein, gewährt Ausblicke auf den Dom und in die Stadt und wird so zum überdachten innerstädtischen Treffpunkt.

Im ersten Obergeschoss des neuen Kopfbaus, leicht erreichbar über das offene Treppenhaus in der gläsernen Halle, liegt der große, über zwei Geschosse reichende und mit einer Empore ausgestattete Festsaal, in dem bis zu 200 Menschen Platz finden. Sein großer Glaserker ist, wie sämtliche Öffnungen mit schmalen dunklen Stahlprofilen gefasst und öffnet sich über die Ecke zum Dom hin. Hier werden Vorträge, Konzerte und Aufführungen stattfinden. Durch eine ausgeklügelte Verdunkelungsanlage kann der üppig durchlichtete Raum auch als Kinosaal genutzt werden. Im zur Halle vorgelagerten Foyer lassen sich kleinere Empfänge und Ausstellungen ausrichten. Boden, Wände und Decke des Festsaals sind mit hellem Birkenholz ausgestattet. Um die akustische Wirkung zu steigern, wurden die Holzpaneele in Teilen gelocht und als senkrecht stehende Brettreliefs ausgeführt, so dass ein feines Flächenspiel der Oberflächen entsteht.

Im fünften Geschoss des Neubaus schufen die Architekten mit dem sogenannten Giebelsaal noch einen weiteren, ganz besonderen Raum. Der bis in den First verglaste Versammlungsraum wurde technisch auf Konferenzen und Tagungen ausgelegt und wirkt zunächst sachlich elegant. Schiebt man dann aber die von Hans Leistikow stammenden und bisher im Depot lagernden Bleiglasfenster vor die Festverglasung, gewinnt der Raum eine besondere, geradezu besinnliche Atmosphäre. Was vom Giebelsaal en detail gesagt werden kann, gilt in gewissem Sinn auch vom gesamten Ensemble des neuen Haus am Dom, dem als einem Symbol des Behaustseins inmitten der Stadt sinnstiftende Bedeutung zukommen wird. Damit setzt das Haus am Dom einen Maßstab in Frankfurt, an dem sich die geplante Neugestaltung des gesamten Bereichs zwischen Dom und Römer zu messen sein wird.

1 Hoffmann-Axthelm, Dieter. „Wie kommt die Geschichte ins Entwerfen? Aufsätze zu Architektur und Stadt“, Braunschweig 1987 (a.a.O., S. 206).



Das 'Haus am Dom' wurde ursprünglich als Hauptzollamt 1927 von Werner Hebebrand, damals Mitarbeiter von Ernst May und Abteilungsleiter im städtischen Hochbauamt, erbaut. 2001 gewannen die Architekten Jourdan & Müller den Wettbewerb zur Sanierung und Erweiterung des Gebäudes. Das 'Haus am Dom' wurde im Frühjahr 2007 eingeweiht.

Entwürfe zur Bebauung des Frankfurter Römerbergs

Nachfolgend sind sechs Entwürfe mit entsprechenden Erläuterungen abgebildet.

Der Entwurf von Jürgen Engel, KSP Engel und Zimmermann entspricht, aufbauend auf dem prämierten Wettbewerbsentwurf von 2005, der für die zweite Planungsworkstatt in Zusammenarbeit mit dem Stadtplanungsamt entwickelten Entwurfsüberarbeitung. Diese Entwurfsfassung stellt den Projektstand im Dezember 2006 dar.

Die beiden Entwürfe von Wolf Dietrich und Rolf Schmidt sind im Rahmen eines Workshops des BDA, Bund Deutscher Architekten, entstanden, der am 6. und 7. Mai 2006 durchgeführt wurde und an dem sich 30 Mitglieder des BDA beteiligten.

Mit dem Workshop „Altstadt Frankfurt“ wollte der BDA den Nachweis erbringen, dass mit zeitgenössischen Architektur- und Gestaltungsmerkmalen im Bereich zwischen Römer und Dom eine qualitäts- und stimmungsvolle städtische Atmosphäre entstehen kann. Die beiden Entwürfe betreffen jeweils nur eine Parzelle eines vorgegebenen Parzellierungsplanes. Die Zuteilung der jeweiligen Parzelle erfolgte durch Losentscheid.

Der Entwurf von Prof. Johannes Hölzinger, Katrin Fingerhut und Mathias Hölzinger ist das Ergebnis der Auseinandersetzung mit dem prämierten Wettbewerbsentwurf von 2005 des Architekturbüros KSP, dem städtebaulichen Parzellierungsplan und dem BDA-Workshop 2006 und verfolgt einen davon abweichenden Entwurfsansatz.

Der Entwurf von Prof. Ann-Christin Scheiblauber ist als städtebauliches Gegenkonzept des prämierten Wettbewerbsentwurfes des Architekturbüros KSP zu verstehen, der zum BDA-Workshop vorgelegt und nachfolgend im Sommersemester 2006 von Studentinnen und Studenten der Fachhochschule Frankfurt im Rahmen eines Semesterentwurfes vertieft wurde.

Der Entwurf von Peter Westrup entstand mit der Absicht, eine Planung für den Wiederaufbau der ehemaligen Altstadt mit originalgetreuen Rekonstruktionen des Stadtgrundrisses und der Gebäudefassaden zu entwickeln. Hinter diesen rekonstruierten Fassaden sollen Grundrisse für zeitgemäßes Wohnen und Arbeiten mit zeitgemäßen Baumaterialien entstehen.

□ Rolf Schmidt

Altstadt Frankfurt am Main – Rekonstruktion der Altstadt?

„Mit dem Workshop ‘Altstadt Frankfurt’ wollte der BDA den Nachweis erbringen, dass mit zeitgenössischen Architektur- und Gestaltungsmerkmalen im Bereich zwischen Römer und Dom eine qualitäts- und stimmungsvolle städtische Atmosphäre entstehen kann, wie sie von den Bürgern zu recht gefordert wird. Aus Sicht des BDA ist dieser Nachweis eindrucksvoll gelungen.“ (BDA-Pressemitteilung vom 7. Mai 2006)

Allgemeiner Konsens: Nach dem voraussichtlichen Wegfall des Technischen Rathauses muss zwischen den Symbolen weltlicher und kirchlicher Macht, dem Rathaus Römer und dem Dom, die kleinteilige Bürgerstadt wieder entstehen.

Für den Workshop standen im Stadtgrundriss 20 Hausparzellen von 4 m Breite an aufwärts zur Verfügung.

Mit dem Bauen auf der Tiefgarage – Keller sind nicht möglich – war der Verzicht einer Altstadtrekonstruktion für den Workshop vorprogrammiert. Die Gründe sind nicht nur kulturhistorischer oder architekturtheoretischer Natur, sondern entstehen auch aus der Praktikabilität.

Wie sieht eine Realisierung aus, losgelöst von idealistischem Wollen?

Entwurfsgedanken für eine Planung neben dem Steinernen Haus:

- Zerteilung der 9,60 x 18,00 m großen Ecküberbauung mit mittiger Erschließung
- 5,50 m hoher Sockel mit Erd- und Mezzaningeschoss
- Vordere EG-Hälfte: Café mit Arkaden, Hintere Hälfte: Treppenhaus mit Aufzug, Nebenräume, „Keller“ sind im Mezzanin.
- 3 weitere Voll- und 2 Dachgeschosse mit 9 Wohnungen
- Konstruktion: Stahl- oder Kunststofffachwerk zwischen Betondecken. Vorgesetzte Fachwerkkunstobjekte vertiefen historische Kontinuität
- Formstabilität, Brandschutz und HBO-Konformität sind bauliche Maximen.

Die Entwurfsgedanken basieren auf Erfahrungen mit mehrgeschossigen Holzfachwerkhäusern.

Im Gegensatz zu heute wurde früher den Gebäuden eine den Jahreszeiten angepasste längere Bauzeit mit Rohbauüberwinterungs- und Setzungsphase verordnet.

Früher waren die Häuser nur partiell beheizt mit Einzelöfen in den Zimmern. Heute gibt es nur noch zentralbeheizte Räume, die die Holzkonstruktionen austrocknen, schwinden lassen.

Früher entsprach das Innenklima dem äußeren. Heute wird laut den Anforderungen für Energieeffizienz Luftdichtigkeit verlangt bei kontrollierter Lüftung. Die am Bau verwendeten Hölzer quellen und schwinden, längs zur Faser um ca. 2%, quer zur Faser um bis zu 12%(!).

So passiert mit dem Knochenhaueramtshaus in Hildesheim, dem Eschborner Stadtmuseum, den Häusern der Ostzeile des Frankfurter Römerbergs. Letztere, 1983 errichtet, sind um mehr als 10 cm kleiner geworden, so dass

- die Fassaden undicht sind, man durch die Ritzen nach außen schauen kann
- die Römerbergseite sich stärker verkleinert hat als die Domseite, wodurch die Böden schräg werden
- die äußeren Wärmedämmverkleidungen in den Gefachen nicht mehr fest sind und herauszufallen drohen

Das ist die Kehrseite der „Rekonstruktionsmedaille“, die Architekten und Handwerker kennen müssen, ebenso wie die Bürger, die die schöne Illusion einer historischen Altstadt einfordern.

Die Forderung nach der Altstadtillusion hat vor Jahren der damalige Leiter des Deutschen Architekturmuseums, Prof. Dr. Heinrich Klotz, so beschrieben:

„Frankfurt als Stadt, die von Kriegszerstörungen und Wiederaufbau förmlich umgepflügt wurde, hat ein Anrecht darauf, an seiner zentralen Stelle seine eigene städtische Geschichte zumindest zu inszenieren, wenn auch nicht buchstäblich wiederzugewinnen. In diese Form der Wahrnehmung gehört das Quantum Ironie, das sich mildernd in die Inszenierung einmischt, und von sich aus die Voraussetzung als menschlich-allzumenschlich anerkennt, wenn ein Bedürfnis zur Vergegenwärtigung des Zerstörten noch immer oder wieder vorhanden ist.“

Damit hat Klotz den Kern der Sache getroffen: dass es eben nicht um Rekonstruktion der Altstadt geht, sondern um die Inszenierung des Gewesenen. Genauer gesagt geht es in der neuen Bürgerstadt zwischen Römer und Dom um das Entstehen einer qualitäts- und stimmungsvollen Atmosphäre, erzeugt mit zeitgenössischen Architektur- und Gestaltungsmerkmalen.

BDA-Workshop vom 5.-7. Mai 2006

'Altstadt Frankfurt – Testentwürfe für eine neue Altstadt'



Abb: Parzellierung für Architekten und Architektenteams

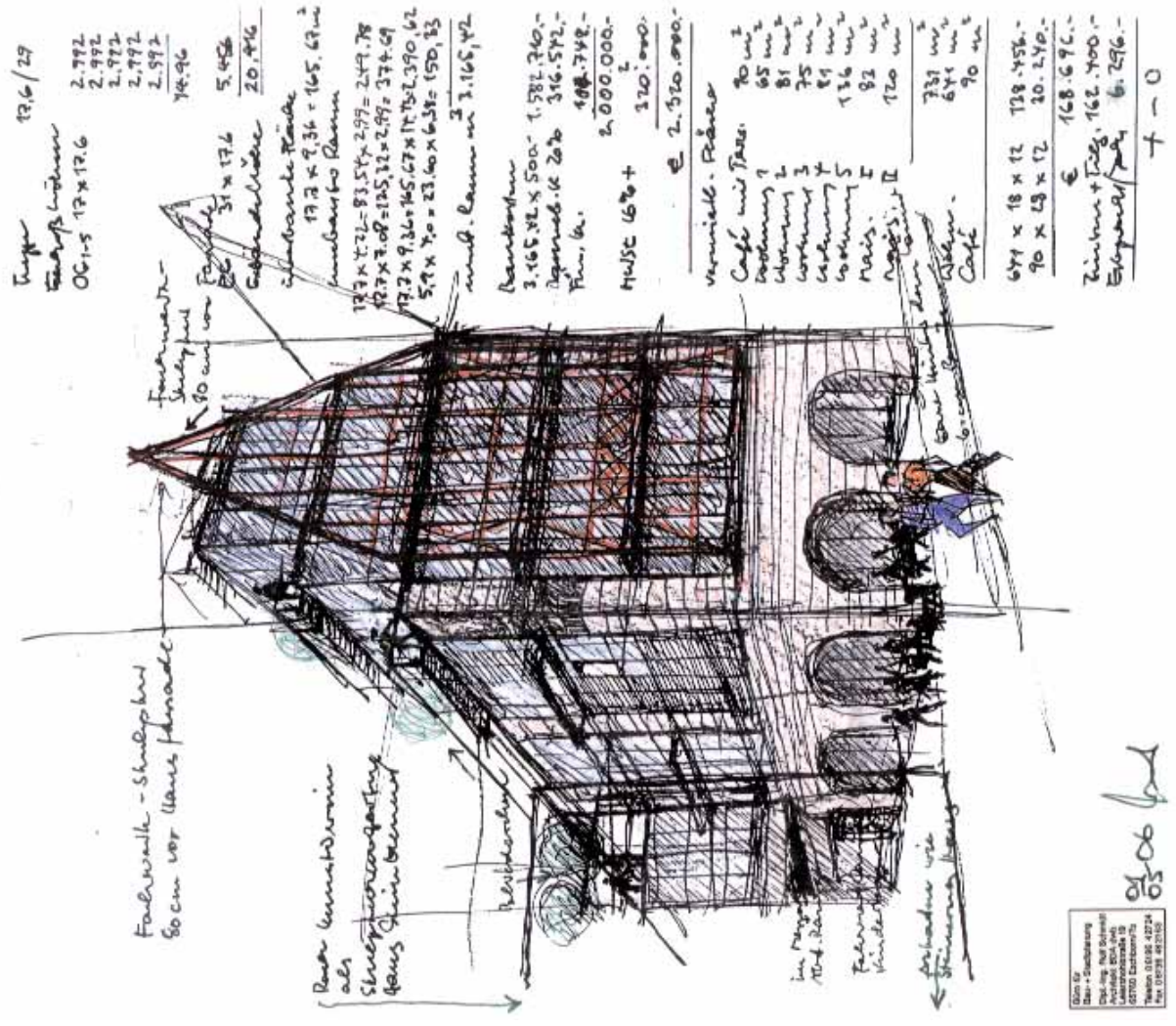
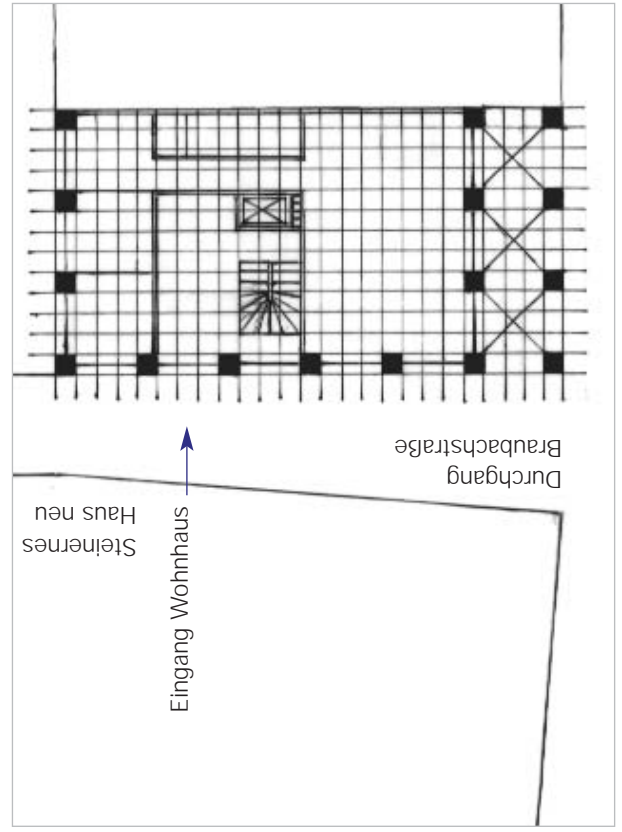
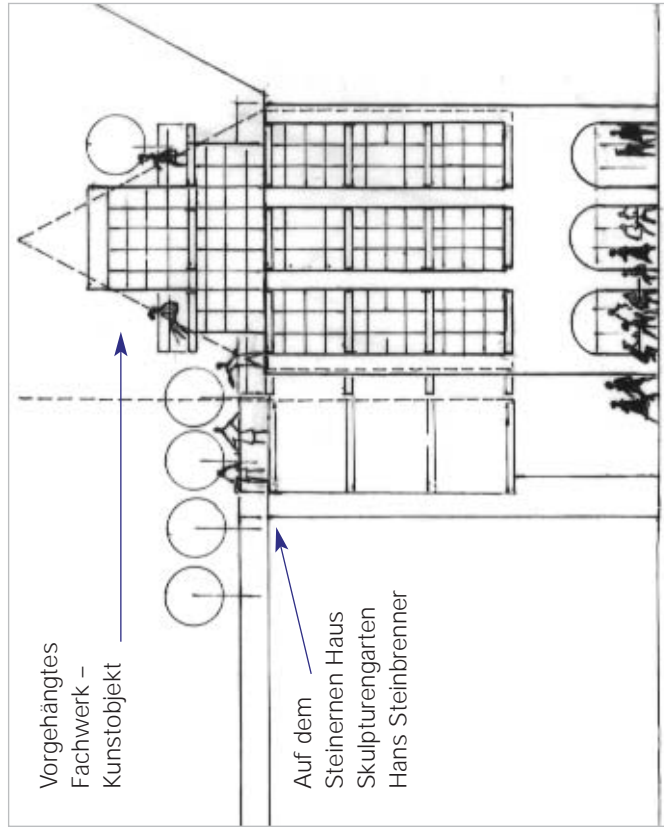
- Parzelle 4
Rolf Schmidt, Architekt, BDA, DWB
- Parzelle 15
Wolf Dietrich und Vitezslav Fara,
Architekten, BDA, DWB

BDA-Workshop vom 5.-7. Mai 2006, 'Altstadt Frankfurt – Testentwürfe für eine neue Altstadt', Parzelle 4 – Entwurf: Rolf Schmidt, Architekt, BDA, DWB

Abb. rechts oben: Ansicht 'Workshophaus'

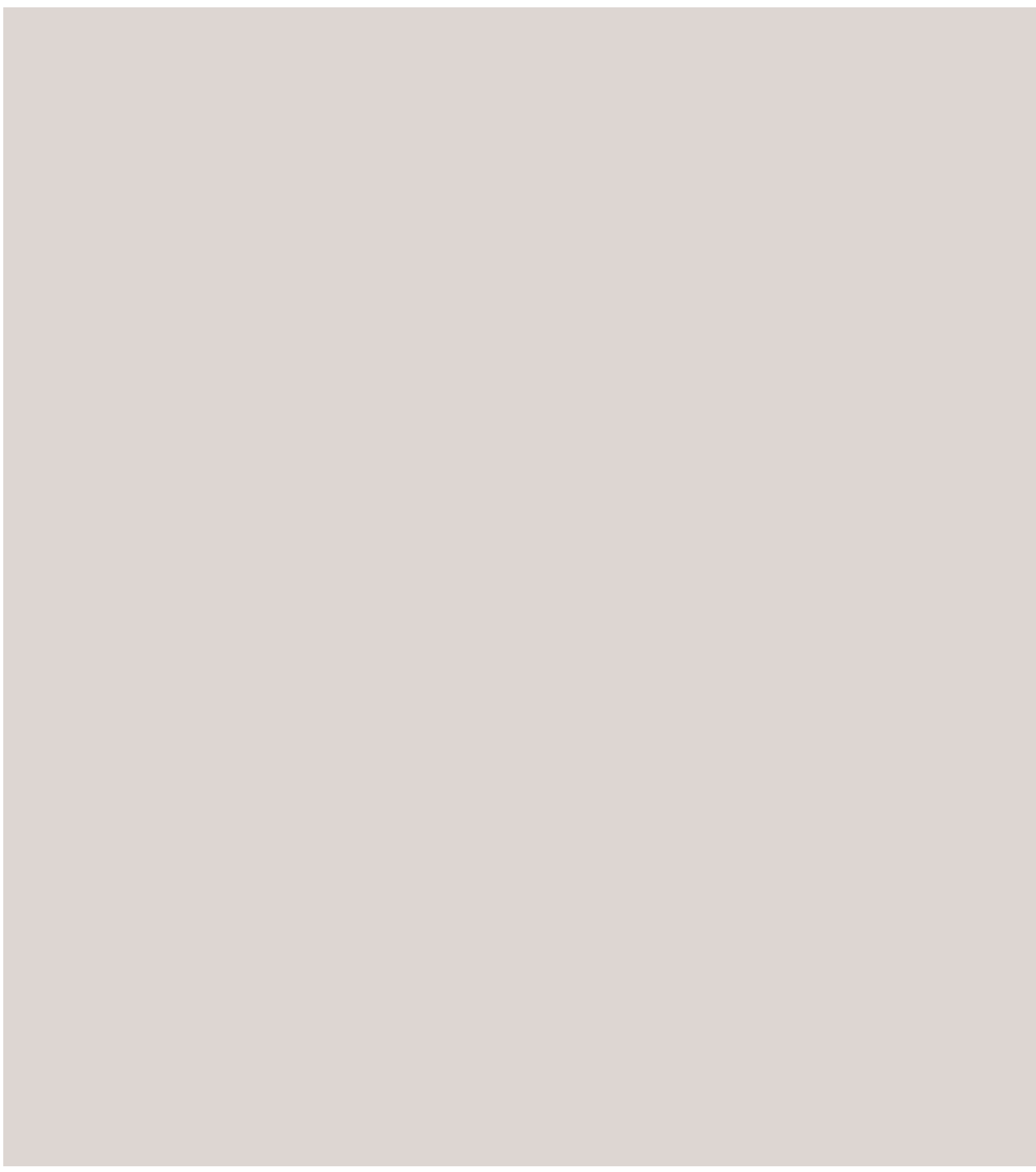
Abb. rechts unten: Grundriss 'Workshophaus'

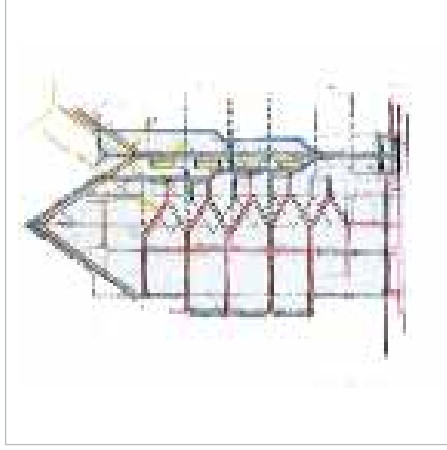
Abb. unten: 'Kostengünstiges Bauen' (Rolf Schmidt)



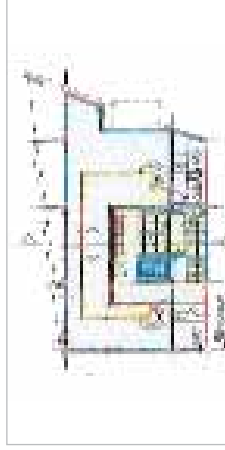
BDA-Workshop vom 5.-7. Mai 2006, 'Altstadt Frankfurt – Testentwürfe für eine neue Altstadt', Parzelle 15 – Entwurf: Wolf Dietrich und Vitezslav Fara, Architekten, BDA, DWB

Öffentlicher Raum, Fassaden-Impression,
Zeichnung: Vitezslav Fara

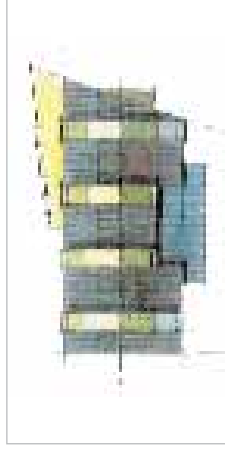




Parzelle 15 – Querschnitt,
Straße – Lichthof



Emporen-Geschoss



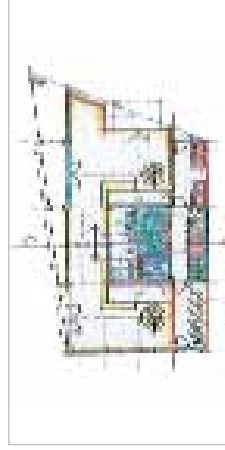
Dach-Aufsicht



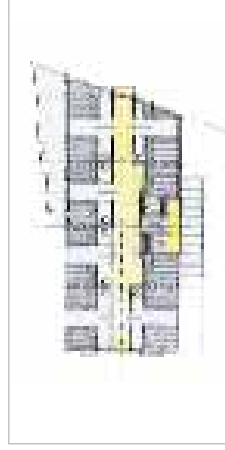
zwei 3-Zi-Wohnungen,
1 x 60 qm/1 x 65 qm
bis zu drei Generationen



2-Zi-Wohnung/40 qm,
4-Zi-Wohnung/85 qm,
bis zu drei Generationen



Erdgeschoss-Laden und Agenturen



Atelier-Wohnungen



6-Zi-Wohnung/130 qm,
bis zu vier Generationen



2-Zi-Wohnung/40 qm,
3-Zi-Wohnung/65 qm,
bis zu drei Generationen
Bürofläche/20 qm

„Kultur durch Wandel – Wandel durch Kultur“

so lautete das Ziel der Weltkulturstadt Essen im Jahr 2006

BDA-Workshop für die Altstadt Frankfurt

Aus dem Erläuterungsbericht zum Entwurf Parzelle 15 Am Hühnerhof

Welchen Bezug werden zukünftige Bewohner zur neuen Frankfurter Altstadt entwickeln, die das Stadtbild vor und nach der Zerstörung nur von Photos und Modellen kennen, wenn nicht mit Sentimentalität?

Wie kann die viel zitierte Gemütlichkeit entstehen und die erwünschte Atmosphäre für das Leben, Arbeiten und Wohnen im Quartier, und das mit Gebäuden, die historischen Baustilen nachempfunden werden? Haben diese Häuser denn die Chance, jemals alt werden zu können?

Werden die heute noch üblichen Wohnungen auch den Erwartungen und Perspektiven zukünftiger Generationen entsprechen? Sollten nicht gerade an diesem Standort zukunftsfähige Wohnformen exemplarisch dargestellt und im Verlauf der Realisierung erprobt werden?

Städtebauliche Kriterien

Gefragt sind Bauformen, die nicht gestrigen Empfindungen folgen und Wohnformen, die langfristig ein Wohn-Ghetto vermeiden. Sollten es nicht zeitgemäße Häuser werden, zusammengefügt zu einem Kanon zukunftsfähiger Gebrauchsarchitektur?

Zeitgemäßes Wohnen und Arbeiten

An diesem zentralen Ort könnte erprobt werden, was Wissenschaft und Dachverbände der Wohnungswirtschaft seit Jahren einfordern: Wohnhäuser mit Freiflächen, die dem demographischen Wandel gerecht werden, mit zeitgemäßen Infrastrukturen im Quartier.

Zur Begründung: Große Bestände an Häusern in Wohngebieten der Nachkriegszeit eignen sich bisher nicht für die Nachfrage nach neuen Wohnformen in sozial engagierten Nachbarschaften:

Selbstbestimmtes, gemeinschaftliches und betreutes Wohnen in allen Lebensabschnitten, benachbartes Wohnen mehrerer Generationen, Wohnen und Arbeiten unter einem Dach werden bisher auch auf dem Neubau-Wohnungsmarkt nicht angeboten. Sofern öffentliche und private Bauherren auf das Thema nicht eingehen, wird für dieses Projekt' vorgeschlagen, erfahrene Stiftungen an der Erprobung zu beteiligen.

Der Vorschlag ist nicht neu. Andernorts wurde erfolgreich erprobt, Erschließung, Wohn- und Freiflächen so zu gestalten, dass sie ohne Mehraufwand an neue Anforderungen angepasst werden können.

Beschreibung für Parzelle 15 am Hühnermarkt

Das Haus erhält zwei barrierefreie Zugänge zum Treppenhaus mit Flächen für Fahrräder, Kinderwagen und Müllbehälter.

Das Treppenhaus am Lichthof als Wintergarten und Bewohner-Treff konzipiert, mit Aufzug und Podesten auch als mögliche Verbindung zum Nachbargebäude.

Das Erdgeschoss mit Empore und Nebenräumen für Läden, Gastronomie, soziale und kulturelle Agenturen und Kinderbetreuung.

Die Obergeschosse mit variablen Grundrissen für Wohnformen in verschiedenen Lebensphasen:

Individuelle Bereiche für ein und zwei Personen sind ebenso möglich, wie gemeinschaftliche Nutzungen mehrerer Generationen und Wahlverwandtschaften auf je einer Etage:

□ Zwei-Zimmer- WE mit 40 qm + Drei-Zimmer- WE mit 65 qm,

□ Zuschaltbare Zimmer und Wohnungen für die 3. und 4. Generation,

□ Abtrennbare Räume sind geeignet als Arbeitsplätze nahe der Wohnung und / oder für gemeinsame Nutzungen im Haus,

□ Dachgeschoss mit flexiblen Flächen für Atelier-Wohnungen,

□ Lichthof am Treppenhaus zur Belüftung der Badezimmer,

□ Keller werden durch Stau-Räume auf den Etagen ersetzt.

Anmerkungen zum Abbruch des Technischen Rathauses

Für die am Workshop Beteiligten wäre es eine noch größere Herausforderung gewesen, Alternativen zum Total-Abbruch zu finden, – z. B. nur Bauteile an der Südseite im „Gelben Bereich“ zu entfernen.

Die Häuser seien nicht schön, kann als Begründung nicht überzeugen. Würde man die Beton-Schalen abtrennen, bräuchten die Häuser nur eine neue, bzw. eine zweite Fassade.

Im Masterplan war ein Hotel-Standort ausgewiesen. Dies aufgreifend, wird vorgeschlagen, die oberen Etagen des Roten Turms in ein Gästehaus der Stadt Frankfurt umzunutzen.



Historische Gebäude der 1944 zerstörten Frankfurter Altstadt – v.l.n.r.:

‘Goldene Waage’ – Baujahr: 1619, Nutzungen EG: Buchbinder (1877), Historisches Museum (Büro) (1935), Reich ausgestattetes Bürgerhaus der Renaissance;

‘Goldenes Lämmchen’ – Baujahr um 1750, Nutzungen EG: Kohlenhandlung, Fuhrunternehmen, Möbel (1877);

‘Junger Esslinger’ – Baujahr: 16. Jh. Verputztes Fachwerkhaus, Nutzungen EG: Kranzfabrik, Kunstblumen, Goethe verbrachte die Jahre 1755/56 in diesem Haus, bei seiner Tante Melber;

‘Rotes Haus’ – Baujahr: 1326/um 1500, Nutzungen EG: Metzgerei (1877). Ein hervorragendes Beispiel der Gotik, einen Gassenknoten herauszuarbeiten mit einer offenen Halle als Durchgang zum Tuchgarden. Quelle: Stadtplanungsamt der Stadt Frankfurt am Main, Dokumentation Altstadt, Oktober 2006

□ Jürgen Engel, KSP Engel und Zimmermann

Im Auftrag des Stadtplanungsamtes Frankfurt am Main
Projektstand zur zweiten Planungsworkstatt im Dezember 2006

Lebendiges Stadtquartier

Präambel

Der für die zweite Planungsworkstatt in Zusammenarbeit mit dem Stadtplanungsamt entwickelte Entwurf geht von der hypothetischen Situation aus, dass exemplarisch vier Häuser der ehemaligen Altstadt an ihrer historischen Stelle aufgebaut werden. Bei der Auswahl handelt es sich um Gebäude, die sich entweder typologisch, städtebaulich oder aufgrund der Dokumentenlage zur Rekonstruktion eignen – das „Rote Haus“, die „Goldene Waage“, das „Goldene Lämmchen“ und das Haus „Junger Esslinger“.

Diese Häuser und die Bestandsgebäude bildeten die Voraussetzung für das entstandene Konzept. Die moderne Bebauung reagiert eigenständig auf diese Vorgaben, es entsteht ein schlüssiges Quartier.

Konzept, Analyse Die baulichen Randbedingungen

Betrachtet man die heutige Situation auf dem Römerberg, kann man die baugeschichtlichen Eingriffe der jeweiligen Epochen

deutlich ablesen. Seit 1904 wurde die historische Altstadt stark verändert. Jede Zeit hat einen baulichen Beitrag geleistet und Eingriffe in den Stadtgrundriss vorgenommen. Das Resultat ist die Grundlage aller zukünftiger Planungen auf diesem Gebiet und die Randbedingungen unseres städtebaulichen Entwurfs.

Die erste entscheidende Veränderung der über Jahrhunderte gewachsenen Bausubstanz „Frankfurter Altstadt“ war der Durchbruch der Braubachstraße. Um eine Straßenbahnlinie durch die Altstadt legen zu können, wurden in den Jahren 1904 bis 1908, unter dem damaligen Oberbürgermeister Franz Adickes, einhundert Altstadt Häuser dieser Straße geopfert. Die Braubachstraße markiert in etwa den Verlauf der karolingischen Stadtmauer.

Nach der Zerstörung der Altstadt 1944 wurden zunächst Überreste aus karolingischer Zeit entdeckt, die zum Teil überbaut wurden, vor dem Dom allerdings freigelegt als historischer Garten begehbar blieben.

1964 wurde das steinerne Haus wiederhergestellt und erhielt später eine Ergänzung, die die ehemalige Gasse „Hinter dem Lämmchen“ überdeckt.

In den siebziger Jahren entstand das Technische Rathaus, in den 80er Jahren – mehr oder weniger nach altem Vorbild – der Samstagsberg, die Saalgasse in postmoderner Architektursprache und schließlich ebenfalls als Gebäude zeitgenössischer Architektur, die Schirn. Diese Gebäude decken sich nicht mit dem historischen Altstadtgrundriss. Bei dem Baukörper Schirn handelt es sich zusätzlich um einen beträchtlichen Maßstabsprung. Nur der Dom hat vergleichbare Ausmaße.

Entscheidend ist auch das Haus am Dom, das zu einem beträchtlichen Teil in den früheren Verlauf des Markts (Krönungsweg) ragt.

Eine genaue Rekonstruktion des alten Stadtgrundrisses ist aufgrund des vorliegenden Baubestandes nicht möglich. Nur die Form der Anlehnung und Interpretation bleibt.

Ziele

Schaffung eines lebendigen Stadtquartiers

Es ist wichtig, sich über die Bilder, die mit bestimmten Begriffen verknüpft werden, im Klaren zu sein. Was erwarten wir von einem lebendigen Stadtquartier?

Zunächst geht es um die Definition von Orten. Die Stadträume, die wir als lebendig bezeichnen, sind vor allem Räume der Begegnungen. Sie laden zum Verweilen ein und wecken Neugier. Kleine Cafés und Bistros dienen als Treffpunkte, zum Entspannen und kommunizieren. Kleine Läden mit vielfältigen Angebote tragen zur Atmosphäre des Stadtquartiers bei.

Enge Gassen und markante Plätze, komplettieren das Ensemble und geben ihm einen unverwechselbaren Charakter.

Projizierte Bilder aus Erinnerungen bestimmter Situationen und Überlieferungen sind ein wichtiger Bestandteil. Sie sind das **Stadtgedächtnis**. Sie aufzunehmen, zu interpretieren, einzuflechten und sie unseren modernen Lebensumständen anzupassen ist ein wichtiger Aspekt der Planung. Die Wiederaufnahme alter Straßennamen und Platzbezeichnungen lassen diese Bilder wieder aufleben.

Voraussetzung für ein lebendiges, funktionierendes Stadtquartier ist aber auch eine angemessene **Nutzungsmischung**. Wohnen, Arbeiten, Flanieren und Leben sind Nutzungen, die voneinander profitieren und sich ergänzen. So kann gewährleistet werden, dass das neue Quartier stets belebt ist und Interesse weckt.

Die heterogene Bebauung zwischen Römerberg, Braubachstraße und Dom fordert sensiblen Umgang in Bezug auf die Gebäudekörnung. Am Römerberg befinden sich kleinteilige Bauformen, die Gebäude an der Braubachstraße sind mehrgeschossige Blockrandstrukturen und das Haus am Dom legt sich als abschließender Riegel vor den Domplatz. Den größten Maßstabsprung vollzieht die Schirn und der Dom. Zwischen diesen unterschiedlichen Typologien soll das neu entstehende Stadtgebiet **vermitteln**.

Betrachtet man das neue Quartier, so ist vor allem auf eine **Verknüpfung** mit dem vorhandenen Stadtgrundriss zu achten. Große Wegeverbindungen wie die Zeil, die Berliner Straße und der Mainkai stellen die Ost-West Verbindungen her. Aber vor allem in Nord-Süd Richtung müssen die Innenstadtverbindungen gestärkt werden. Hier ist im gesamten Stadtgrundriss ein Defizit zu erkennen. Der Entwurf reagiert auf diesen Mangel an Verbindungen, indem die historischen Gassen und Plätze weitestgehend aufgenommen werden und so ein großzügiges Wegenetz von der Braubachstraße zur Saalgasse entsteht. Der Markt als wichtige Achse zwischen Römerberg und Dom wird so weit, wie möglich aufgenommen. Die Baufelder des Entwurfs **überlagern** den historischen Stadtgrundriss.

Elemente

Annäherung und Interpretation

Ein hohes Maß an Flexibilität in Bezug auf die **Parzellierung** der Baufelder ist durch den Entwurf gewährleistet. Je nach Anforderungen können sowohl groß-, als auch kleinteilige Strukturen in dem Gebiet realisiert werden. An der Schirn beispielsweise ist ein großmaßstäbliches Gebäude, als Übergang zum Kernbereich, mit einer öffentlichen Nutzung denkbar.

Die wichtige Ost-West Achse, der „Markt“, lehnt sich an den ursprünglichen Verlauf an, da eine genaue Rekonstruktion aufgrund der vorhandenen Bausubstanz nicht mehr möglich ist. Auch andere Gassen des alten Stadtgrundrisses werden aufgenommen. Um den Zusammenhang mit dem alten Kern zu unterstreichen und die Identifikation zu stärken, erhalten auch die neu entstehenden Plätze und Wege in Anlehnung an die historische Altstadt ihren ursprünglichen Namen. Auch Geschäfte, Restaurants und Cafés sollten mit ehemals gängigen **Namen** versehen werden.

Individuell gestaltete Plätze mit hoher **Aufenthaltsqualität** unterstreichen den Charakter des Quartiers und dienen als urbane Kristallisationspunkte.

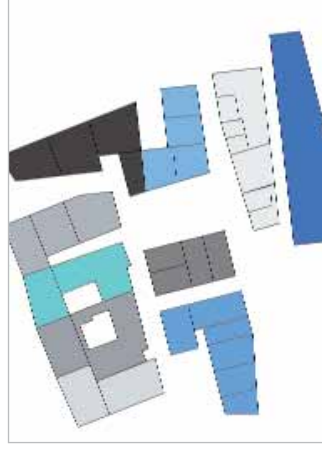


KSP, Engel und Zimmermann, Architekten

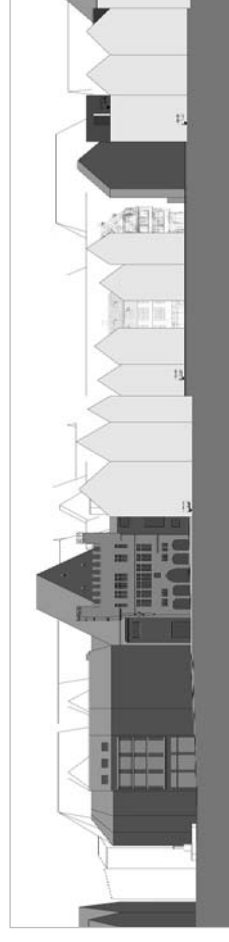
Nutzungen – Erdgeschoss:

- Gastronomie
- Hotel/Pension
- Handel/Gewerbe
- Wohnen
- Museum
- Gästehaus

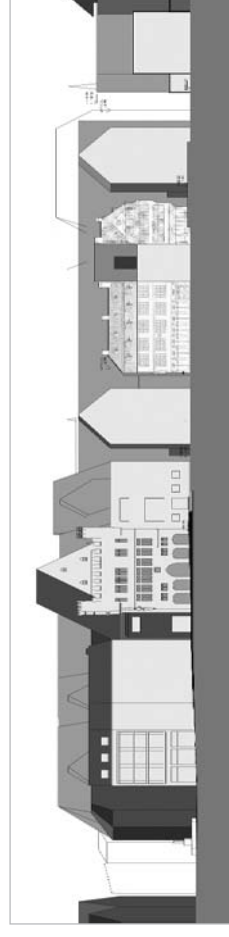
Baufelder:



- Baufeld 1.1, 1.714 m2 GF
- Baufeld 1.2, 1.752 m2 GF
- Baufeld 1.3, 1.543 m2 GF
- Baufeld 1.4, 1.865 m2 GF
- Baufeld 2.1, 2.288 m2 GF
- Baufeld 2.2, 1.364 m2 GF
- Baufeld 3.1, 3.408 m2 GF
- Baufeld 3.2, 1.960 m2 GF
- Baufeld 4.1, 2.284 m2 GF
- Baufeld 5.1, 3.720 m2 GF



Ansichtsabwicklung – Markt, Nordseite



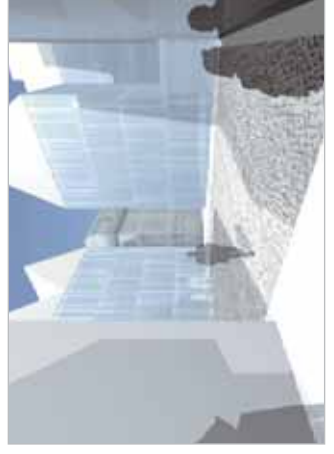
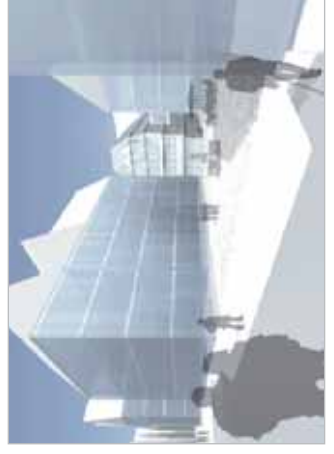
Ansichtsabwicklung – hinter dem 'Lämmchen', Südseite

Nutzungen – Obergeschoss:

- Hotel/Pension
- Wohnen
- Büro
- Museum
- Gästehaus

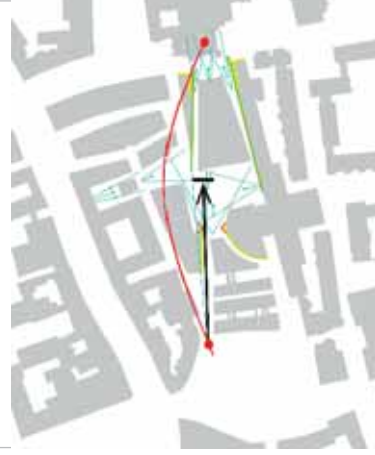


Abbildungen unten – v.l.n.r.:
 Markt mit Blick auf 'Rotes Haus';
 Hühnermarkt mit Blick auf 'Junger
 Esslinger';
 Blick auf 'Goldenes Lämmchen';
 Krautmarkt mit Blick auf 'Goldene
 Waage'.

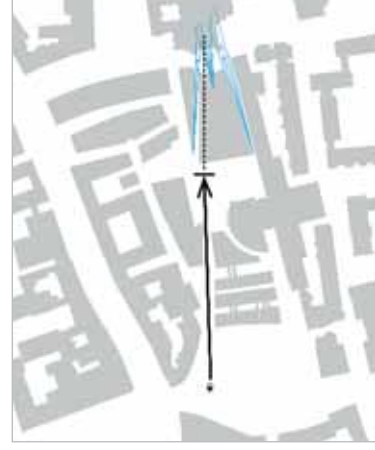


Johannes Peter Hölzinger
 Katrin Fingerhut
 Mathias Hölzinger

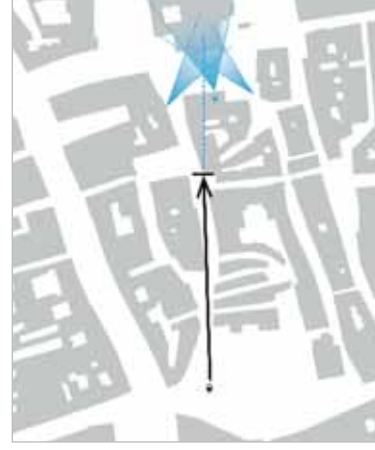
Konzept – Grundriss



Konzept – Partitur



Konzept – Blick zum Dom

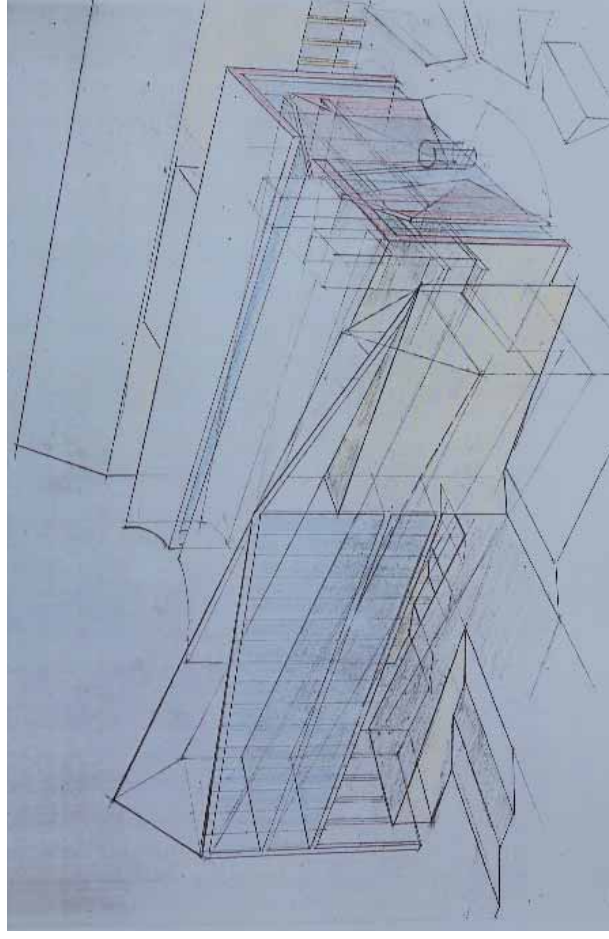
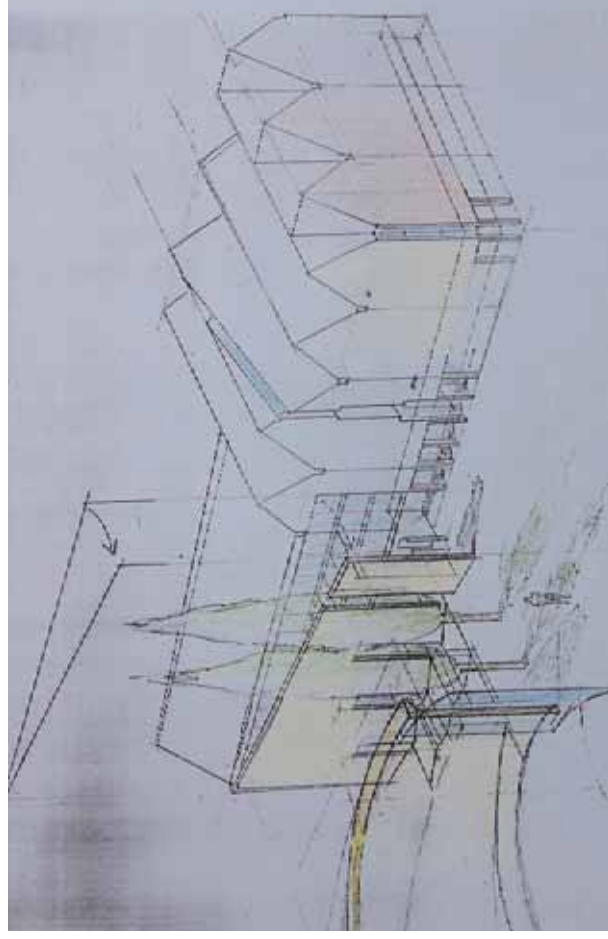


Historisch – Blick zum Dom

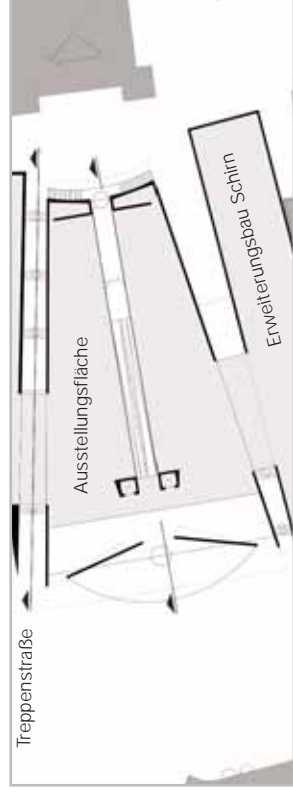
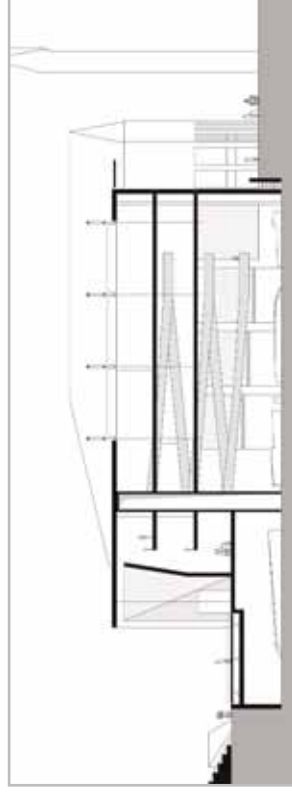


Überlagerung – 1944 mit Entwurf

Johannes Peter Hölzinger, Katrin Fingerhut, Mathias Hölzinger
 oben: Gestaltähnlichkeiten, unten: Reaktion auf Rotunde
 Skizzen: Professor Johannes Peter Hölzinger



oben: Schnitt Treppenstraße – Einblick in den historischen Garten
 mittig: Schnitt Kulturhaus
 unten: Grundriss OG mit Erweiterungsmöglichkeit Schirn



Das Alte im Neuen

Inszenierung der Räume
Inszenierung der Bauten

Vorbemerkung

Der Entwurf ist das Ergebnis der Auseinandersetzung mit den bisherigen Planungen

- dem städtebaulichen Entwurf des Büro KSP,
- dem städtischen Parzellierungsplan,
- dem BDA-Workshop.

Im Gegensatz zu der im städtischen Parzellierungsplan vorgesehenen Absenkung des Geländes auf das Niveau des historischen „Krönungsweges“ wird die heutige Höhenlage beibehalten, um

- die bestehende Andienungsebene für die Schirn, für das neue Kulturhaus und für die zukünftigen Bauten auf dem heutigen Areal des Technischen Rathauses zu gewährleisten,
- um die Schirn-Kunsthalle nicht durch eine geschosshohe Freitreppe zu isolieren,
- und um das Forum durch seine Höhenlage als Kultort zu erfahren.

Im Gegensatz zu den in Nord-Süd gerichteten und gegen die abschließende Wand der Schirn laufenden Wege durch die Bebauung über dem Archäologischen Garten sind diese, in West-Ost Richtung, auf den Dom bezogen.

Bedeutung des Ortes

Der Römerberg ist der Mittelpunkt Frankfurts und der Region. Er ist der Ort, an welchem sich der Kulturraum Rhein-Main in seinen überkommenen Zeugnissen der verschiedenen Epochen ablesen lässt, von der Kaiserpfalz, dem heutigen Archäologischen Garten, bis in die Gegenwart, den zu bauenden Zeugnissen unserer Zeit. Er ist der Ort, der Identität stiftet – den Frankfurter Bürgern und den Bewohnern der umgebenden Region.

Dies ist Grund genug, diesen Ort nicht nur als bebauten und zu bebauenden Teil der ehemaligen Altstadt, sondern als kulturelles Zentrum zu begreifen, das mit dem Frankfurter Kunstverein im historischen „Steinernen Haus“, und der, um einen zentralen Platz – dem Kulturforum – gelegenen, international bedeutsamen Schirn-Kunsthalle, dem zukünftigen Kulturhaus und privaten Galerien seine Ergänzung erhalten kann.

Inszenierte Räume und Bauten

Lernen von ...

Diesen Ort als räumlichen und kulturellen Bezugspunkt der Stadt und des Kulturraumes Rhein-Main gestaltstark zu entwickeln, ist das Ziel dieses Entwurfes.

Dabei kann nicht die Rekonstruktion der historischen Römerbergbebauung, die mehr aus zeitbezogenen Zufällen als einer bewussten Inszenierung entstand, das Ziel sein, sondern die Fügung eines gestaltstarken Ensembles, bestehend aus den zu erhaltenden Bauten (Schirn) und städtebaulichen Elementen, die heute den Römerberg prägen und den zukünftigen Bauten, die nicht als Solitäre sondern als „Gefäßwände“ neue Räume formen.

Nicht das Nachahmen historischer Beispiele, sondern das Wissen um ihre Wirkung kann dabei hilfreich sein:

Erinnern wir uns an das zweifellos starke und in diesem Zusammenhang immer wieder publizierte Bild des historischen Durchblicks vom Römer zum Dom mit der teilweisen Sichtabdeckung des Domes und der erlebnisreichen Wegstrecke des Marktes, (die am Ende allerdings den Dom nicht freigab, sondern an ihm vorbeiführte).

Erinnern wir uns auch an die städtebaulichen Inszenierungen vergangener Epochen, die noch heute eine emotionale Resonanz auslösen: Zum Beispiel

□ an das Erlebnis der Durchlässe durch den engen und dunklen Stadtkörper Sienas in die Weite und das Licht der Platzfläche des Campo.

□ oder an die Staffelung der barocken Gebäude um die Piazza San Ignazio in Rom, die durch ihren Versatz die Straßendurchlässe optisch schließen

□ und mehr noch, auf die Situation des Römerbergs bezogen, an die Höhe der gotischen himmelstrebenden Kathedralen, die ihre Wirkung durch das Prinzip der Ankündigung aus der Ferne und der Sichtabdeckung im Näherkommen beziehen, um erst im Davorstehen ihre schwindelerregende Höhe preiszugeben.

Die bildnerischen Mittel

Gestalt der Räume und der Bauten:

Um ein gestaltstarkes Ensemble zu erreichen werden unterschiedliche Mittel eingesetzt:

1. Raumtypologie – unterschiedliche Raumtypen und deren Abfolge:

□ von Nord nach Süd (von der Zeil zum Main): „aus der Enge und dem Dunkel des Stadtkörpers in die Weite und das Licht der Platzfläche“ (vom Durchgang von der Braubachstraße über den Hof an der Braubachstraße, zum Hühnermarkt, zum Forum und dem Durchgang in der Schirnzeile).

□ Von West nach Ost: Wechsel von zentrierten, ruhigen Räumen und bewegten Transferräumen (vom Volksplatz vor dem Römer über die Treppenstiege zum Forum und über die Treppenstraßen des Kulturhauses zum Domplatz).

2. Gebäudetypologie – zeitlich unterschiedliche Gebäudetypen:

□ Historisch bis zur Jahrhundertwende (Dom, Römer, Steinernes Haus, stilistisch die Rekonstruktion der vorderen Ost-Zeile).

□ Transformationen – Gebäude, bei denen historische Gestaltmerkmale mit heutigen Mitteln umgesetzt sind: (Haus am Dom, zukünftige Bauten an der Braubachstraße, hintere Ostzeilen, teilweise die Bauten der Saalgasse).

□ Interpretationen – zukünftiger zentraler Baukomplex am Hühnermarkt mit der Interpretation gotischer Altstadtbauten.

□ Moderne / Postmoderne/Gegenwart (die Schirn-Kunsthalle, das zwischen Braubach-Hof und Hühnermarkt eingestellte, geplante „Schiefe Haus“, das geplante Hotel und die Mischform des geplanten Kulturhauses). Im gesamten Bauensemble kommt der Bauform des Kulturhauses eine besondere Bedeutung zu: Sie vermittelt zwischen allen Gebäudegruppen und ist mit den Durchwegungen und den Sequenzen der Durchblicke Instrument zur Inszenierung des Domes.

3. Die Partitur

Die aus der Analyse der Altstadt gewonnenen Gestaltmerkmale werden auf den Gesamtbereich des Römerbergs übertragen (siehe Struktur- und Partiturpläne):

□ Quantitative und qualitative Raum- und Gestaltvielfalt.

□ Erlebnisqualität durch Raumfolgen von eng und weit, dunkel und hell, durch Krümmung, Zahnung und Winkeländerung der Baufluchten.

□ Platzbildung durch bauliche Einschübe.

□ Blickachsen, Blicksperrern, Blicköffnungen, Torsituationen.

4. Gestaltähnlichkeit, Form- und Materialverwerfung

Um ein beziehungsloses Nebeneinander von Solitärbauten zu vermeiden, hat jede Einzelfigur des Ensembles ihre individuelle Ausprägung, jedoch immer in Reaktion auf die Umgebung.

Wie in der Malerei „um die Fläche zu halten“ Hintergrundfarben in den Vordergrund „verworfen“ werden, so werden, um öffentliche Räume als Mitte zu erfahren, Form- und Material in gegenüberliegende Gebäudeteile transferiert.

□ So antwortet die aus dem Gebäude an der Treppenstiege ausgeklappte Wand auf die gekrümmte Wand der Schirn,

□ die Arkade des Gebäudes über dem U-Bahn-Zugang auf die gegenüber liegende Arkade des Ostzeilengebäudes,

□ die Arkaden, Fassaden und Giebelstellungen der Gebäude am Hühnermarkt aufeinander,

□ die großflächige Verglasung und zurückweichende Wandfläche des Kulturhauses auf die Verglasung und raumgreifende Auswölbung des Schirn-Cafés,

□ und der Nordflügel des Kulturhauses nimmt die Gestalt des Schirn-Gebäudes auf, um die Domachse zu zentrieren.

5. Das Alte im Neuen

An die historische Altstadt kann eine materiale Bodenintarsie erinnern, die den ehemaligen Grundriss nachbildet. Eine Steigerung und Besonderheit kann dieser Aspekt des Erinnerns erfahren, indem die ehemaligen Baukonturen vermessen und in die Fassadenflächen der zukünftigen Neubauten eingeschrieben werden (siehe Prinzipskizze).

6. Material und Farbe

Material und Farbe folgen dem Prinzip übergeordneter Bezüge: Die dem sandsteinfarbenen Römer und dem Dom zugewandten Gebäudefassaden entsprechen deren Material und Farbgebung. Die der Schirn parallel angeordneten Gebäudefassaden entsprechen in Material und Farbgebung der Schirn.

In einem solch gestalteten Ensemble fügen sich in geschichtlicher Kontinuität die Elemente zu einer Versammlung unterschiedlicher Raum- und Gebäudeformen, die aufeinander bezogen, aber auch durch ihre Gegensätze ein heutiges nachmodernes Bewusstsein für die Verbindung von Geschichte und Gegenwart bezeugen.

La Città latente

Bebauung zwischen Dom und Römer – Eine Zukunft für die Vergangenheit!?

Die Diskussionen über die zukünftige Stadtgestalt im Herzen Frankfurts nach dem geplanten Abbruch des Technischen Rathauses schwanken zwischen identischer Rekonstruktion der Gebäude oder freier zeitgenössischer Interpretation.

Die architektonischen Haltung steht im Vordergrund, die Frage nach der dahinter stehenden *städtebaulichen Struktur* wird vernachlässigt. Der Wiederaufbau Frankfurts nach den Kriegszerstörungen von 1944 erfolgte eher im Sinne einer Stadtrand-siedlung. Der heutige Zustand lässt nicht vermuten, dass hier einmal die größte gotische Altstadt Deutschlands auf karolingischem Ursprung stand. Der Vergleich der versunkenen Stadt mit der eher banalen Wirklichkeit wirft Fragen nach der *Identität des Ortes* auf – nach der *città latente*, die in der Erinnerung und vielleicht auch noch – in Kellern - unter dem Erdboden schlummert.

Städtebauliche Konzeptentwicklung – Methodik des Vorgehens:

Die Methodik beruht auf der *vergleichenden Untersuchung und Überlagerung alter Katasterpläne* (1861, 1944) mit dem heutigen Kataster: nach Blick- und Wegebeziehungen, Nutzungen, Raumkanten, Straßen- und Platzräumen, nach Parzellenstruktur, Belichtung, nach vorhandenem Planmaterial zu alten und neuen Gebäude, der Tiefgarage, ihrer Abfahrten, der Topografie ...

Die Analyse der Blickbeziehungen und wichtigsten Raumkanten zeigte, dass sich der Domturm genau in der Blickachse aller wichtigen Zugänge befand, um bei Annäherung auf dem alten Krönungsweg, dem Markt, durch die Schwingung der Wegeführung aus dem Blickfeld zu rücken und zum seitlich versetzten Eingang des Domes zu führen. Die Marktstraße, insbesondere die südlichen Häuserfront, erhält hiermit eine große Bedeutung in der räumlichen Blickleitung: Über eine Abfolge kleiner unterschiedlich geformter Plätze vernetzte sie den großzügigen Messeplatz Römerberg mit der alten Platzfolge um den Dom.

Wenn man diese Rauminszenierung hoch bewertet, so kommt der Wiederherstellung der *Bauflucht* der Ost-West gerichteten Marktstraße zwischen „Rotem Haus“ und „Goldener Waage“ auf der ursprünglichen Höhenlage erste Priorität zu.

Die weiterführende *Analyse der Wegebeziehungen* ergibt, dass es außer den wichtigen Ost-West gerichteten Straßen auch ein ganzes Netz schmaler Nord-Süd gerichteter Gassen gab, die den Markt mit dem Main verbanden. Diese sind praktisch nicht mehr vorhanden. Von großer Priorität ist insofern die Wiederherstellung dieser verlorenen Wegevernetzung.

Ein weiterer Schritt in der Konzeptfindung ist die *Kartierung* erhaltener und zerstörter *historischer Gebäude* von anerkanntem Wert, sowie die Recherche von Spolien oder Planmaterial, als Voraussetzung für eine eventuelle *identische oder auch kritische Rekonstruktion*. Ebenso kartiert werden die wichtigsten

erhaltenwertigen Gebäude aus der Nachkriegszeit (z. B. Schirn, ehemaliges Hauptzollamt), die Zwänge für die Neuentwicklung der Stadtstruktur auslösen.

Die Analyse der Topografie bzw. der alten und neuen Höhenlagen hat ein wesentliches *Strukturproblem* zu Tage befördert, das durch die Anordnung eines *Anliefergeschosses* über der Römer-Tiefgarage entstanden ist:

□ Was der Tourist für den Römerberg halten könnte, ist tatsächlich ein Anliefergeschoss des technischen Rathauses. Diese künstliche Erhöhung beeinträchtigt stark die alte Wegebeziehung zwischen Dom und Römer (Höhenlage heute 101,5 m statt ursprünglich maximal 99,4 m)

□ Durch die Absenkung des Marktes (Krönungsweges) auf das ursprüngliche Niveau wird zwar in Ost-West-Richtung die ebene Durchwegung wiederhergestellt, in Nord-Süd-Richtung wird jedoch die *Barrierewirkung der Schirn* zwischen Braubachstraße (97,5 m) und Saalgasse (96,3 m) bzw. Mainufer noch gestärkt. Ohne die Schirn als Bauwerk in Frage zu stellen, lässt sich jedoch eine bessere Nord-Süd-Wegevernetzung entwickeln:

Konzeptidee: Maßnahmen

1.

Wegevernetzung auf der ursprünglichen Höhenlage: Eine mehr oder weniger niveaugleiche Wegebeziehung zwischen Dom und Römer, Markt und Main kann wieder hergestellt werden und zwar an der Stelle der jetzt schon bestehenden Verbindung über Treppenanlagen – mit dem Hühnermarkt als Drehscheibe des Wegekreuzes in Ost-West und Nord-Süd Richtung und zwar durch:

□ teilweisen Abbruch des Anliefergeschosses mit Abfahrts-spindel im Andienungsgeschoss (in den unteren Ebenen bleibt sie bestehen) sowie der Treppenanlagen,

□ Verlegung der Zufahrt zur Tiefgarage bzw. Errichtung einer neuen Rampe zur Andienung des Untergeschosses.

2.

Reaktion auf die Höhenlage der Schirn:

Ein möglicher Ansatz ist die Ausbildung einer Aussichtsplattform mit Terrasse vor dem Schirn-Café (auf dem Niveau 101,5 m), erreichbar über die bisherigen Treppentrampen der Schirn-Arkaden und über zusätzliche Treppen im Norden und Süden. Die Eingänge der Schirn bleiben somit unberührt.

Am Markt kann der dann entstehende eingeschossige Höhenversprung zur Aussichtsplattform genutzt werden, um hier die

früheren „Fleischer-Schranken“ in moderner Form wieder einzurichten, deren Angebot an verschiedenen Frankfurter Spezialitäten ein Anziehungspunkt für Einheimische und Touristen war (Beispiel Fressgass).

3.

Aufnahme der wesentlichen Baufluchten der Altstadt: Historische Stadtstrukturen tragen mehr zur Identität einer Stadt bei als die einzelnen Gebäude, deren Grundrisse und Fassaden oft Veränderungsprozessen unterworfen wurden.

Die Aufnahme der Baufluchten ermöglicht Freiheit bei der zukünftigen baulichen Umsetzung z. B. bei der Entscheidung für eine Rekonstruktion oder für den Einsatz von Spolien.

In vielen Bereichen ist – wegen der ursprünglich komplexen Parzellierung und mangelnder Belichtung – *eine unkritische Rekonstruktion* nicht sinnvoll. *Eine Kombination von Neu und Alt* oder *eine moderne Interpretation* mit Reaktion auf den besonderen Ort sind hier angemessener.

Es könnte sich somit ein interessanter Dialog aus der Referenz auf die Vergangenheit in Bezug zu den Anforderungen unserer heutigen Gesellschaft ergeben – wie eine *Melodie*, die als Grundlage angespielt und in Variationen weitergeführt wird.

4.

Die Gliederung in Höfe, die ruhigere private Bereiche von den öffentlichen abgrenzen, ermöglicht es, die Innenstadt auch als Wohnstandort zu stärken, was zu einer Belebung und sozialen Kontrolle beiträgt. Außerdem erlaubt sie eine Aufteilung in Bauabschnitte und lässt eine Gesamtparzellierung für einen Hof oder eine Aufteilung in Einzelparzellen zu – unter Berücksichtigung von Orientierung, Belichtung, Nutzungsmöglichkeiten und Wirtschaftlichkeit.

Die Höfe könnten Galerien aufweisen und als „Römer-Passagen“ durch unterschiedliche Ausprägung an die Messe- und Markt-Traditionen anknüpfen: z. B. Nürnberger Hof mit Erläuterung der Messetradition Frankfurts; Rebstock mit Repräsentanzen verschiedener Weinbaulagen ...

5.

Berücksichtigung der früheren Typologie der Gebäude entsprechend dem Standort; insofern sollte die Gestaltung der Braubachstraße eine andere sein als die des inneren Bereiches um den Markt.

Die Erdgeschosse (meist aus rotem Sandstein) waren hier z. B. teilweise als offene Gewölbe (Messehandel) relativ hoch und besaßen bei reichen Häusern ein Mezzanin. Die Höhen der Gebäude schwankten zwischen 3 und 4 Geschossen mit einem hohen Dach, das ursprünglich giebelständig war, aus Brandschutzgründen jedoch traufständig umgebaut wurde. Große Zwerchgiebel erinnerten an die Giebelständigkeit. Durch die geschossweisen Überhänge und die Fensterbänder entstand eine Betonung der Horizontalität, die durch die kleinteilige

Parzellierung gegliedert wurde. Sichtfachwerk war eher selten – aus Brandschutzgründen waren die Fassaden in der Regel mit schwarzem Schiefer versehen oder verputzt.

Wesentlich ist es, die Grammatik der versunkenen Bauten zu verstehen, um sie eventuell in eine neue Architektursprache zu übersetzen.

6.

Einbindung des Archäologischen Gartens in die Planung. Er könnte Teil einer „Kulturspange“, werden – als Erweiterung der Schirn bzw. des historischen Museums – oder auch ein Ort der Erholung und Erinnerung sein.

Schlussfolgerungen:

Diese stehen auch im Kontext mit der Arbeit einer Gruppe von Studenten, die sich unter meiner Leitung im SS 2006 mit dem Thema der historischen Kernstadt Frankfurts beschäftigt hat:

Der alte Stadtgrundriss birgt eine hohe Flexibilität und viele Interpretationsmöglichkeiten in der baulichen Umsetzung. So haben manche Studenten über dem archäologischen Garten einen Platz angelegt, der auch für die Wiederaufnahme der Römerfestspiele geeignet wäre. Oder aber er wird als (Meditations-) Garten im Süden der neu geschaffenen Häuserzeile am Markt interpretiert.

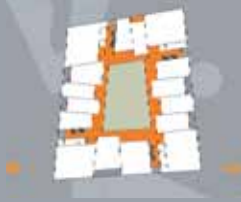
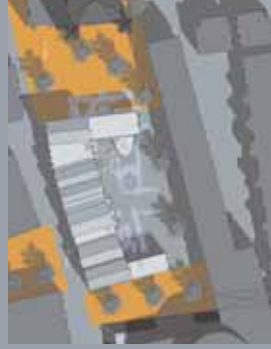
Die Baufelder sind in der Regel groß genug, um *ruhige Innenhöfe* entstehen zu lassen und damit in den oberen Geschossen qualitativvolles Wohnen, das die einfachere Wohnbebauung im Süden des Domes ergänzt. (Manche Studenten haben sogar die Nachkriegsbebauung an der Westzeile des Römers – Rekonstruktion Haus Liechtenstein – oder im Süden der Saalgasse in Frage gestellt.) Den Studenten gelingt der Nachweis, dass das Motiv der durchgehenden *Galerien* (z. B. Goldenes Lämmchen) durchaus als Erschließungs- oder privater Freiraum im Sinne von Loggien zu nutzen ist. Sie haben interessante Lösungsansätze sowohl für die Neuinterpretation historischer Vorgaben im Falle der Bauten südlich des Marktes entwickelt oder aber rekonstruierte mit „modernen“ Bauten in Kontrast gesetzt („Hinter dem Lämmchen“).

Die Wiederherstellung des städtebaulichen Kontextes gibt dem Dom seine Vormachtstellung zurück, die durch das Volumen und die Höhenentwicklung des technischen Rathauses gestört wurde. Mit dem Markt als Hauptachse und dem Hühnermarkt als Mittelpunkt entsteht eine spannungsvolle Platzfolge, ja Rauminszenierung zwischen Römerberg und Dom, zwischen Stadt und Fluss.





Ann-Christin Scheiblaue



Peter Westrup

Wegenetz

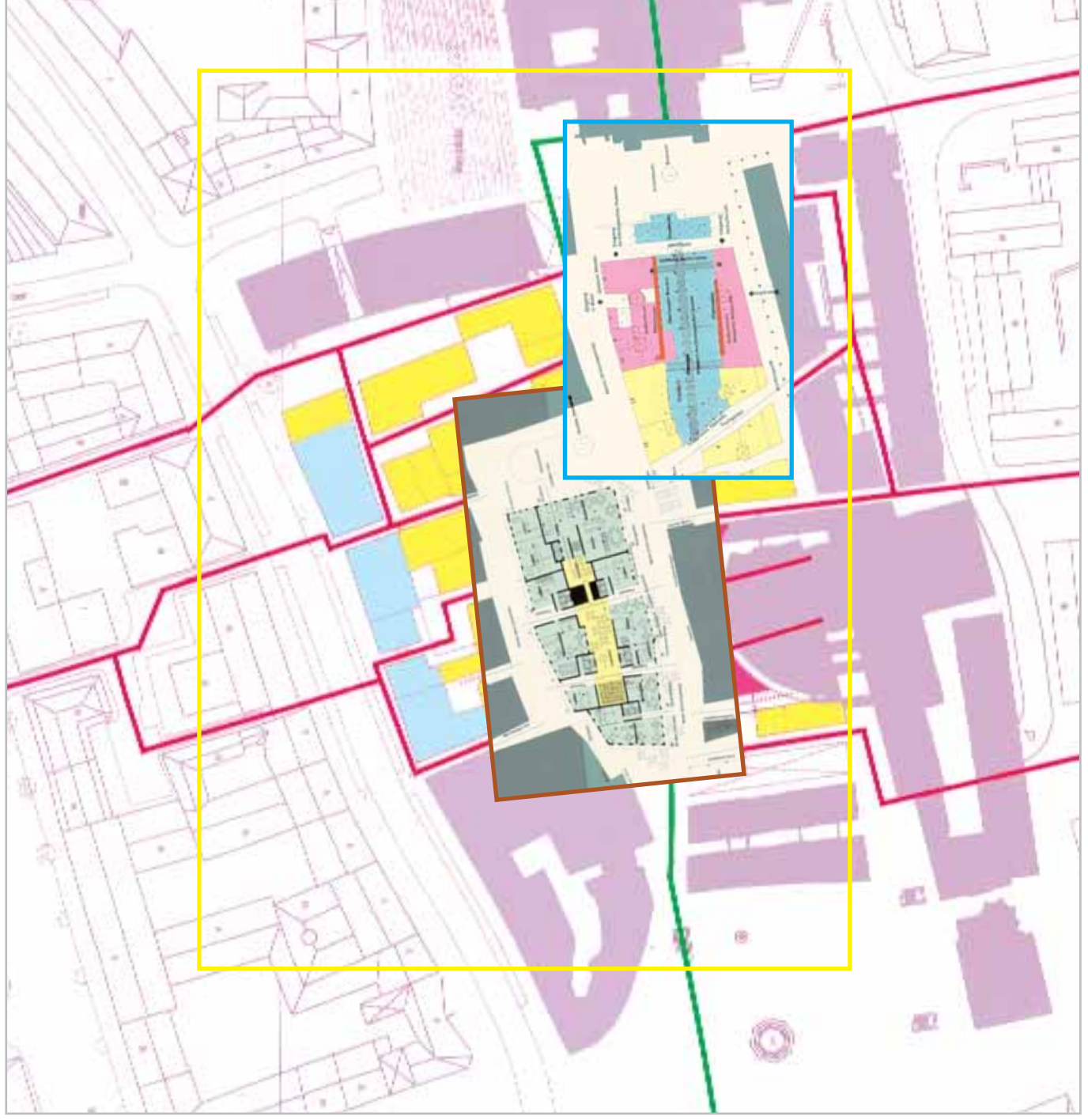
Bestand

Büros modern

„Altstadt“ Rekonstruktion

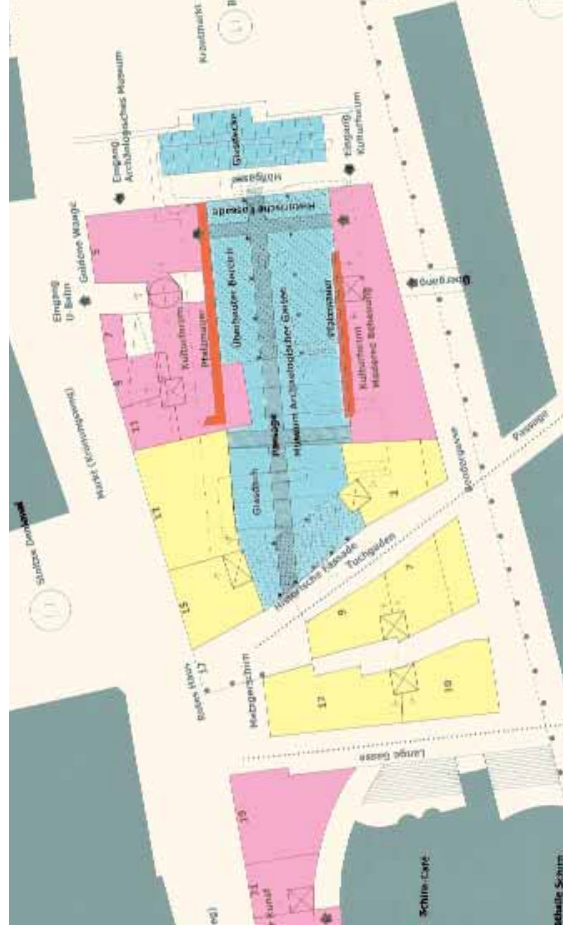
Plan 1 – Entwurf Bebauung, historische Rekonstruktion, Erdgeschoss

Plan 2 – Entwurf Bebauung
„archäologischer Garten

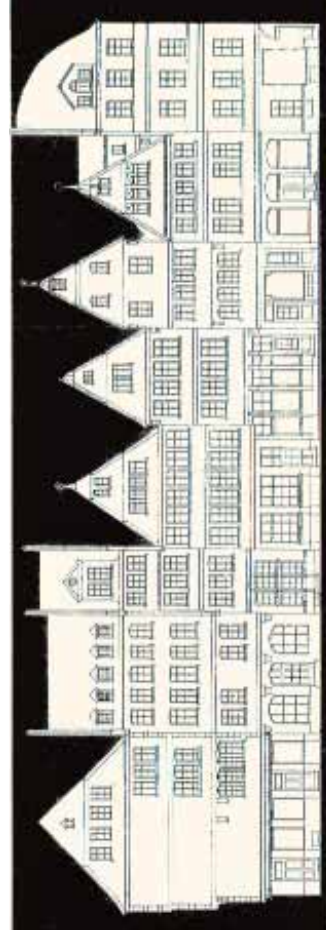




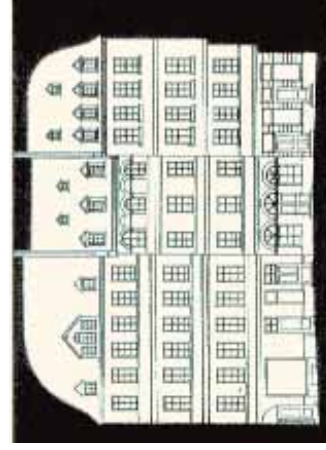
Plan 1 – Entwurf Bebauung, historische Rekonstruktion, Erdgeschoss



Plan 2 – Entwurf Bebauung, archäologischer Garten



Fassaden Rekonstruktionen



Querschnitte zwischen „Krönungsweg“, Innenhof und hinter dem „Lämmchen“

□ Peter Westrup

Wiederaufbau Frankfurter Altstadt Historisch oder modern

Philosophie einer Rekonstruktion

Der durch den geplanten Abriss des Technischen Rathauses zur Diskussion stehende Bereich war über fünf Jahrhunderte das historische Zentrum Frankfurts mit seiner gebauten Geschichte von der Gotik bis zum Barock. Durch ihn zog sich der Krönungsweg der deutschen Kaiser vom Römer zum Dom. Diese Stein gewordenen Geschichte und damit einer der Brennpunkte Deutscher Kultur wurde im Zweiten Weltkrieg durch Bomben zerstört.

Der Abriss des Technischen Rathauses bietet die einmalige, weil unwiderruflich letzte Chance, dieses verlorenen Geschichts- und Kulturdenkmal zu rekonstruieren und damit deutsche Geschichte und Kultur für uns und unsere Nachfahren wieder sichtbar zu machen. Sinnvoll und verständlich ist dieser Wiederaufbau nur, wenn hier nicht einzelne Versatzstücke historischer Architektur als pars pro toto symbolisch oder als Zitat gezeigt werden, sondern der historische Altstadtbezirk als genius loci in seiner Gesamtheit mit seiner gewachsenen Abfolge von Straßen, Gassen und Plätzen und den dazu gehörenden Fassaden rekonstruiert wird.

Es muß wie vor der Zerstörung ein Gesamtkunstwerk der bedeutendsten mittelalterlichen Altstadt wieder errichtet werden, mit herausragenden, bedeutenden und weniger bedeutenden Bauwerken, wie sie im Verlauf der Geschichte von den Frankfurter Bürgern als Wohn- und Geschäftshäuser entstanden.

Beispiele:

- Der rekonstruierte Prinzipalmarkt in Münster
- Die rekonstruierte Altstadt von Warschau
- Die Frauenkirche in Dresden und ihre umliegende Bebauung
- Die geplante Rekonstruktion des Stadtschlusses in Berlin

Es geht darum, den Bürgern und Besuchern der Stadt Frankfurt ein Stück Geschichte und Erinnerung wiederzugeben, das verloren ging und nun zurückgeholt werden kann und ihnen die Möglichkeit gibt, sich mit ihrer Stadt zu identifizieren. Es geht diesmal nicht um eine Manifestation moderner Architektur an diesem geschichtsbeladenen Ort, sondern um Wiederherstellung eines Ortes der Erinnerung, der Tradition und der Baukultur. Das „Neue Frankfurt“ ist reich an moderner avantgardistischer Architektur. An diesem Ort muß die Avantgarde der Architektur moderne zurückstecken und Platz machen einer ebenso überzeugenden Architektur der Geschichte.

Auf die rekonstruierten Gassen und Plätze der ehemaligen Altstadt blicken nun die nach Fotos oder sonstigen Unterlagen rekonstruierten Fassaden der Alstadthäuser und geben den Besuchern, Bewohnern und Bürgern der Stadt das berühmte romantische Bild der ehemals schönsten deutschen mittelalterlichen Altstadt. Diese Menschen wollen nicht die „Ehrlichkeit des Bauens“ sehen, sie fragen nicht danach, ob hinter der Fassade die ehemalige Holzkonstruktion wieder errichtet ist. Sie erwarten die Romantik der mittelalterlichen Atmosphäre. Außerdem ist unsere europäische Tradition voll von Fassaden, die nachträglich vor bestehende Gebäude gestellt worden sind, wenn sie entweder zerstört oder der Mode folgend neu errichtet wurden.

Wir sollten uns in der Altstadt frei machen von all diesen Zwängen, sollten das Moderne mit dem Alten verbinden, indem wir die Gebäude in zeitgemäßer Konstruktion errichten und sie aus Respekt vor dem Alten, Überkommenen, Historischen mit ihrer alten Fassade versehen, um so an dieser Stelle zwischen Dom und Römer die unverwechselbare und einmalige Frankfurter Altstadt wieder erstehen zu lassen.

Biografien der Autoren

□ Dieter Bartetzko, Dr. phil.
Autor und Redakteur der FAZ, dwb



Studium der Kunstgeschichte, Germanistik und Soziologie in Frankfurt und Marburg.

Promotion zum Thema Theatralik der NS-Architektur.

Diverse Publikationen zu Gegenwartsarchitektur, Denkmalpflege und Archäologie.

Zu denselben Themenbereichen Redakteur im Feuilleton der FAZ.

□ Julian Siegmund Bielicki, Dipl. Ing., Architekt
und Dipl. Psychologe, DPV, dwb



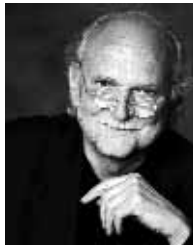
Studium der Architektur in Warschau. Nach der Emigration nach Deutschland Fortsetzung des Studiums der Architektur und Kunst an der Universität Karlsruhe.

Studium der Psychologie und Philosophie an der Universität Mainz.

Seit 1984 in eigener Psychotherapeutischer Praxis tätig.

Kongressbeiträge, Supervisionen, Dozenturen, zahlreiche Publikationen zu Architektur und Psychologie.

□ Roland Burgard, Dipl. Ing., Architekt und
Stadtplaner, o. Univ.-Prof., dwb



Studium der Architektur an der Universität Karlsruhe bei Egon Eiermann.

Seit 1977 Hochbauamt der Stadt Frankfurt am Main.

1980 – 1986 Projektleitung Wiederaufbau Dom- Romerberg-Bereich.

1990 – 1998 Amtsleiter des Hochbauamtes der Stadt Frankfurt am Main.

Seit 1998 Ordinarius an der Universität für Angewandte Kunst Wien.

□ Thorsten Bürklin, Dipl. Ing. Architekt und
Dr. phil. Philosoph, dwb



Studium in Karlsruhe und Florenz.

Publikationen zu Ästhetik, Architektur- und Stadttheorie, Ausstellungen.

Selbständige Tätigkeit als Architekt.

Lehraufträge an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste Karlsruhe, an der Goethe-Universität und an der FH Frankfurt am Main.

Seit 2005 Verantwortlicher Redakteur von werkundzeit. Zeitschrift des Deutschen Werkbund.

□ Wolf Dietrich, Dipl. Ing., Architekt, BDA, dwb



Architekturstudium und Diplom an der TU Stuttgart.

Seit Herbst 1968 in Frankfurt am Main- Sachsenhausen.

1972 Beschäftigt im Büro Giefer & Mäckler.

1974 Projekt mit Giefer & Mäckler & Hausmann.

1980 Werkgemeinschaft Architektur + Stadtplanung.

1980 Projekt-Kooperation mit Prof. H.W. Hämer in Berlin.

1987 Architekten Brücken-Straße 50 – Arbeitsgemeinschaft ABS.

2005 Architekten ABS (Architektur, Bauerneuerung, Städtebau und AG Behutsame Stadterneuerung) und Partner, Bürogemeinschaft.

□ Jürgen J. K. Engel, Dipl. Ing. Ingenieur und
Architekt, SM Arch./MIT, dwb



Studium an der TU Braunschweig, ETH Zürich, RWTH Aachen und am MIT, Cambridge USA.

1982 – 1986 Mitarbeit im Büro Schneider-Wesseling Architekten, Köln.

1986 – 1989 Mitarbeit/Büroleitung bei O. M. Ungers, Frankfurt am Main.

Ab 1991 Geschäftsführender Gesellschafter KSP Architekten.

Seit 1998 gemeinsames international tätiges Architekturbüro mit

Michael Zimmermann – KSP Engel und Zimmermann.

Darüberhinaus tätig in diversen Aufsichtsgremien und Verbänden sowie als Gutachter und Preisrichter.

□ Barbara Ettinger-Brinckmann, Dipl. Ing.
Architektin, BDA, dwb



Studium und Diplom an der TU Stuttgart.
Seit 1980 freischaffende Architektin. Büro ANP, Kassel – zusammen mit Michael Bergholter, Dipl.-Ing. Architekt BDA Stadtplaner SRL.
Seit 1998 Vorsitzende KAZ - Kasseler Architekturzentrum.
Präsidentin der Architekten- und Stadtplanerkammer Hessen seit 2004.

□ Gregor Fröhlich, Dipl. Ing. Architekt und
Stadtplaner, dwb



Studium und Diplom an der FH Frankfurt am Main. Studium Architektur und Stadtplanung und Diplom an der TU Darmstadt.
1967 – 74 Tätigkeit als Stadtplaner im Stadtplanungsamt Frankfurt am Main.
1974 – 79 Tätigkeit als freischaffender Architekt und Stadtplaner.
1979 – 2007 Tätigkeit als Stadtplaner im Amt für Stadtplanung und Baumanagement in Offenbach am Main.

□ Vitezslav (Vita) Fara, Dipl. Ing. Architekt
und Künstler, dwb



Studium an der Kunstgewerbeschule in Prag bei Prof. Bartonicek und Prof. Malek.
Seit 1981 Deutsche Staatsbürgerschaft
1977 – 1988 Partner in der Werkgemeinschaft Architektur und Stadtplanung, Frankfurt am Main mit Wolf Dietrich, Ruprecht Hausmann und Hartmut Lehmann.
Seit 1989 eigenes Architekturbüro und Tätigkeit als Künstler in Frankfurt am Main.

□ Franz Josef Hamm, Dipl. Ing. Architekt BDA,
dwb



Lehre als Baukaufmann. Studium der Architektur in Idstein.
Angestelltentätigkeit. Seit 1965 freischaffender Architekt in Limburg.
Verantwortliche Mitarbeit in AKH, BDA u. dwb, Lehrtätigkeit, Preisrichtertätigkeit.
Veröffentlichungen zu Hausforschung, Architektur und Kunst.
Rompreis Villa Massimo sowie 8 Preise für vorbildliche Sanierungen.

□ Katrin Fingerhut, Dipl. Ing. Architektin, dwb



Architekturstudium und Diplom an der FH Frankfurt am Main.
Mitarbeit in verschiedenen Architekturbüros.
Seit 2006 Mitarbeit bei hkr.architekten in Gelnhausen.

□ Astrid Hansen, Dr. phil. Kunsthistorikerin
und Denkmalpflegerin, dwb



Studium der Kunstgeschichte, Klassischen und Christlichen Archäologie in Frankfurt, Bonn und Marburg. 1997 Promotion über „Die Frankfurter Universitätsbauten Ferdinand Kramers – Überlegungen zum Hochschulbau der 50er Jahre“.
Seit 1997 in der Denkmalpflege tätig, zunächst an den Landesämtern in Hessen und Baden-Württemberg und seit 2003 am Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein.
Publikationen zur Denkmalpflege und zur Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts.
Vorstandsmitglied des Deutschen Werkbund Hessen e.V.

□ Jürgen Hasse, Dr. rer. nat. habil., dwb



Seit 1993 Univ.- Prof. am Institut für Humangeographie der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Raum- und Umweltwahrnehmung, Ästhetik, Mensch-Natur-Verhältnisse, Phänomenologie und Geographie. Zuletzt erschienene Bücher: Die Wunden der Stadt. Für eine neue Ästhetik unserer Städte (Passagen Architektur), Wien 2000; Funsachen der Sinne. Eine phänomenologische Revision alltäglichen Erlebens (= Neue Phänomenologie Band 4). Alber Freiburg und München 2005. Im Sommer 2007: Übersehene Räume. Zur Kulturgeschichte und Heterotopologie des Parkhauses. Bielefeld.

□ Axel Huth, Dipl. Ing. Architekt, BDA, M. Phil. Stadtplaner, SRL, dwb



Architekturstudium und Diplom in Berlin und München. Studium in London, Masterdegree Town Planning, M. Phil. Mitarbeit in Architektur- und Stadtplanungsbüros – u.a. Max Lock & Partner, London, Albert Speer. Jun., ASP, Frankfurt am Main. Zusammenarbeit mit Büchner und Menge, später mit Drumm und Zahn. Veröffentlichungen, Beratungen – Atelier auf Burg Cleeburg

□ Johannes Peter Hölzinger, Architekt, dwb



Architekturstudium an der Staatlichen Hochschule für bildende Künste Städelschule, Frankfurt am Main. 1963 – 1964 Stipendium der BRD Deutsche Akademie Villa Massimo Rom. 1965 – 1982 „Planungsgemeinschaft für neue Formen der Umwelt“ mit dem Zero-Künstler Hermann Goepfert. Drei Auszeichnungen für „Vorbildliche Bauten in Hessen“. 1991– 2002 Professur an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg für „dreidimensionales Gestalten“ und „Kunst und öffentlicher Raum“.

□ Wilhelm Hein Krahn, Innenarchitekt und Designer, AKH, dwb



Von 1954 bis 1998 führt er zusammen mit seinem Bruder das Gessmann-Einrichtungshaus, Neu-Isenburg. Von 1969 bis 1998 präsentiert er in der Werke regionaler und internationaler Künstler und Designer. Seit 1998 Arbeit in der Wilhelm Hein Krahn Gestaltungs GmbH + Co. KG. Seit 1982 Vorsitzender, jetzt Ehrenvorsitzender der WK-Gemeinschaft für Wohnkultur. Von 1997 bis 2002 Vorsitzender des Deutschen Werkbund Hessen e.V. – seit 1992 Vorstandsmitglied.

□ Mathias Hölzinger, Dipl. Ing. Architekt, dwb



Architekturstudium und Diplom an der FH Frankfurt am Main. Mitarbeit in verschiedenen Planungsbüros. Seit 2006 Masterstudium Architektur u. Städtebau an der Universität Siegen

□ Hans-Ulrich von Mende, Dipl. Ing. Architekt, BDA, DDC, dwb



Architekturstudium und Diplom an der TU Darmstadt. Seit 1990 geschäftsführender Gesellschafter NHT+Partner GbR Architekten BDA. Seit 1965 freiberufliche journalistische Tätigkeit. Mitglied Architektenkammer Hessen, Städtebaubeirat Frankfurt am Main. Buch- und Fachzeitschriftenveröffentlichungen

□ Hans-Reiner Müller-Raemisch, Dipl. Ing.
Architekt und Stadtplaner, dwb



Studium der Architektur an der TH-Dresden und TU-Berlin-Charlottenburg.
Selbständiger Architekt in Hamburg.
1958 – 1962 Leiter der Hochbau- und der Stadtplanungsabteilung Bezirk Hamburg-Mitte.
1965 – 1967 Leiter des Hochbauamtes in Frankfurt am Main.
1967 – 1979 Leiter der Stadtplanungsamtes in Frankfurt am Main.
1980 – 1988 Leiter des Fachbereiches Gesamtplanung.
Mitglied der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung seit 1968.
Diverse Veröffentlichungen.

□ Michael Peterek, Dr. Ing. Architekt und
Stadtplaner, dwb



Studium in Berlin, Aachen und Bristol.
Freiberufliche Planungs-, Gutachter- und Beratertätigkeit, nationale und internationale Wettbewerbe. Publikationen zu Stadt- und Siedlungsentwicklung, Leitbildern der Städtebaus und weltweiter Urbanisierung.
Seit 2000 Professor für Städtebau und Entwerfen an der FH Frankfurt am Main.
Zur Zeit stellvertretender Vorsitzender des Deutschen Werkbund Hessen e.V.

□ Günter Pötschke, Dipl. Ing. Architekt und
Stadtplaner, dwb



Studium Architektur und Städtebau an der TU Darmstadt.
Langjährige Mitarbeit im Frankfurter Stadtplanungsamt in den Bereichen Stadtteilentwicklungsplanung (Bockenheim), Stadterneuerung/Stadtsanierung (Sanierung Bockenheim, Erneuerung Bornheim und Gutleutviertel), Gestaltung des Öffentlichen Raums (Zeil-Wettbewerb, Illumination Stadtraum Main, Neugestaltung Schaumainkai/Museumsufer).

□ Jochen Rahe, Soziologe, dwb



Studierte Soziologie, Literatur, Kunstgeschichte, Stadt- und Regionalplanung.
Geschäftsführer Frankfurter Forum für Stadtentwicklung in den 70er Jahren.
Geschäftsführer Deutscher Werkbund in den 80er Jahren.
Freiberuflich Sozial- und Stadtplanung. Verlagstätigkeit. Aufbau Designförderung in Bremen. Veröffentlichungen.

□ Bettina Rudhof, Dipl. Des. Innenarchitektin,
M.A. Kunsthistorikerin, dwb



Studium Innenarchitektur, Abschluss als Diplom-Designerin.
Postgraduiertenstudium der Architektur an der Städelschule Frankfurt.
Studium der Kunstgeschichte und der Philosophie, Abschluss M.A.
Seit 1987 Planungsgemeinschaft Raumdeutung – Büro für Gestaltung.
Lehraufträge zu Designtheorie und Baugeschichte.
Tätigkeit als Autorin, Publizistin und Kuratorin.
Mitglied im Vorstand des Deutschen Werkbund Hessen e.V.

□ Ann-Christin Scheiblaue, dwb



Seit 1997 Professorin für Städtebau, Wohnungsbau und Entwerfen an der FH Frankfurt, Studium an der TU München, seit 1987 neben der Lehrtätigkeit auch eigenständiges Büro, langjährige Auseinandersetzung mit der Erneuerung historischer Innenstädte in Luxemburg und Frankreich (u. a. Nantes und Metz) und mit der städtebaulichen und architektonischen Erneuerung von Stadtrandsiedlungen in Deutschland (u.a. München-Hasenberg), intensive Beschäftigung mit der Frankfurter Innenstadt im Rahmen von Studien- und Diplomarbeiten, Wettbewerben etc. an der FH Frankfurt am Main

□ Rolf Schmidt, Dipl. Ing., Architekt, BDA, dwb



Maurerlehre mit Abschluss als Geselle.

Architekturstudium und Diplom an der Staatsbauschule Frankfurt am Main und der Städelschule Frankfurt (HBK), Klasse, Professor Johannes Krahn.

Seitdem tätig als freier Architekt.

Bauen als Gesamtwerk, keine Spezialisierung.

International, national und regional ausgezeichnet.

Architekt aus Leidenschaft.

□ Peter Westrup, Dipl. Ing. Architekt,
BDA, dwb



Architekturstudium und Diplom an der Universität Karlsruhe.

Aufenthalt und Arbeit in den USA, Partnerschaft in verschiedenen

Architekturbüros, Tätigkeit als freischaffender Architekt.

Wichtige Projekte: u.a. Wiederaufbau der Alten Oper, Frankfurt am Main,

Arabella Grand Hotel, Frankfurt am Main, Restaurierung von historischen

Gebäuden in Deutschland und Italien.

Impressum und Bildnachweis

Deutscher Werkbund Hessen e. V. (Hrsg.), 2007
Inheidener Straße 2, 60385 Frankfurt am Main
Telefon: 069-28 55 80

E-Mail: hessen@deutscher-werkbund.de
Internet: www.deutscher-werkbund.de

Projektkoordinator: Gregor Fröhlich, Dipl. Ing., dwb, Rodgau

Redaktion: Ursula Wenzel, dwb, Frankfurt am Main
Gestaltung: Martina Voegtler, Dipl. Des., dwb, Offenbach und
Ursula Wenzel, dwb
Bildredaktion: Max Pasztory, Dipl. Ing., dwb, Frankfurt am Main

Coverfoto und alle Fotografien, die nicht anders namentlich
gekennzeichnet sind: Max Pasztory, Dipl. Ing., dwb

Die Beiträge entsprechen nicht unbedingt der Meinung des
Deutschen Werkbund Hessen und der der Redaktion.

Sämtliche Rechte beim Deutschen Werkbund Hessen und
den Autoren

